



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

N^o. 19.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die „Donna Anna“.

Roman

von

Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

Sechszwanzigstes Kapitel.

Herr Blomkist gab die Akten über Paul Sivers, in welchen er sein Verdachtsmaterial gesammelt hatte, dem Untersuchungsrichter, und diesem kam die Anklage, welche auf die Aussage des Kapitans und Halim's gegründet war, gleichfalls zu.

Der Untersuchungsrichter ließ den Gefangenen vor sich führen und Paul sagte zu diesem genau dasselbe, was er Herrn Blomkist gesagt.

Der Beamte schüttelte nach dem Verhör, wie Herr Blomkist, den Kopf und betrachtete den Fall Sivers als dunkel und schwierig.

Der Staat stellte dem Beschuldigten einen Verteidiger, den Herr Blomkist vorschlug, einen Herrn Justizrath Simson, ein kleines, lebhaftes Männchen, mit raubender

Zunge und den schärfsten schwarzen Augen im zarten, wachsblichen Gesicht.

Herr Simson traf bei Paul ein.

„Ich bin Ihr Verteidiger, guter Freund, und Sie sind natürlich unschuldig.“

Mit diesen Worten führte sich Herr Simson bei seinem Klienten ein, er blieb vor Paul stehen und schaute ihn, dieß sprechend, mit seinen glühenden Augen eine Sekunde starr, seltsam, durchdringend an.

„Natürlich bin ich unschuldig,“ beantwortete Paul harmlos diese Anrede. „Ich bedarf gar keines Verteidigers, denn die Zusammenhaltung der Thatfachen spricht mich an und für sich frei.“

„Vertrauen Sie nicht zu viel auf diese,“ erwiderte Herr Simson. „Auch Thatfachen haben schon im Stich gelassen. — Ich bin Ihnen vom Staate zugetheilt und bitte Sie, vollständiges Vertrauen zu mir zu haben. — Was möchten Sie verheimlichen?“ sprach der Advokat, ganz nahe an Paul hinstehend, mit flüsternder Stimme.

„Ich habe nichts zu verheimlichen, mein Herr!“ sagte Paul laut und ruhig, „Alles was ich hätte sagen können und habe sagen wollen, habe ich gesagt und es ist zu Protokoll genommen.“

„Das habe ich gelesen,“ entgegnete Herr Simson. —

„Bitte, was wollen Sie nicht sagen?“ fragte Herr Simson plötzlich.

„Vermuthungen verschwiege ich und werde ich weiter verschweigen,“ lautete Paul's bestimmt gegebene Antwort.

„Auch wenn diese für Sie zur Rechtfertigung wichtig wären?“

„Auch dann, Herr Advokat. — Ich denke, ohne diese Kund zu geben, frei zu werden.“

„Durch diese Vermuthungen würden Sie einen guten Freund verdächtigen?“ fragte Herr Simson.

„Einen bitteren Feind, Herr,“ antwortete Paul.

„Und dennoch schweigen Sie?“

„Weil ich jemand Anderem dadurch großen Kummer machen würde.“

„Das kann Ihnen zwanzig Jahre Zuchthaus kosten.“

„Ich glaube zuversichtlich nicht, Herr —“

„So haben Sie mir also weiter gar nichts zu sagen?“ forschte Herr Simson.

„Nichts, als zu wiederholen, was im Protokoll steht.“

Der Verteidiger verließ seinen Klienten und traf Herrn Blomkist, der ihn erwartete, im Vorzimmer, — als die beiden Herren die Straße erreicht hatten, — sagte der Verteidiger mit großer Lebhaftigkeit: „Der Mann ist unschuldig, ganz und gar unschuldig.“



Königin Katharina von England vor den Richtern. Nach dem Gemälde von Laslett J. Pett. (S. 219.)

„Sie meinen?“ warf Herr Blomkist ein.
„Ich bin überzeugt davon. Ich habe ihm meine nie fehlende Falle gestellt, ich habe ihn beobachtet genau, scharf, haarscharf; der Mann hat nichts zu verheimlichen, nichts verborgen — er ist völlig unschuldig.“

„Sagen Sie mir,“ fragte jetzt Herr Simson, „wem kann dem das, was der Mann nicht sagen will, schaden?“

„Niemand Anders als van Heeren — mit dessen Tochter er zarte Beziehungen zu haben scheint,“ lautete Herrn Blomkist's Antwort.

„Also um Jenen herauszubringen, muß man diesen Mann anschuldigen. — Mein Klient ist jener Sivers,“ warf Herr Simson ein. — „Sind Verdachtsmomente gegen den Andern da?“ fragte der Verteidiger.

„Ja genug,“ antwortete Herr Blomkist, „besprechen Sie sich nur mit dem Agenten der Versicherungsgesellschaft ‚Het P‘, der von Rotterdam hergekommen ist und im Hotel ‚Lukas‘ wohnt. — Ich thue es nicht gern,“ fuhr Herr Blomkist fort, „aber wenn es sein muß und Sie es für notwendig finden, kann ich Ihnen auch Material gegen van Heeren geben, — denn mir geht der junge Mann auch näher als van Heeren, obwohl dieser ein alter guter Bekannter von mir ist. — Ich fühle nach Allem, was ich veranlaßt, es als eine Art Pflicht, auf die Seite des jungen Mannes zu treten, wenn er unschuldig ist. Material gegen van Heeren habe ich genügend.“

„Ich möchte Sie bitten, mich mit dem Material gleich bekannt zu machen, Herr Kollege,“ bat der Verteidiger.

„Wenn Sie mich auf mein Bureau begleiten wollen — stehe ich gern zu Diensten,“ erwiderte Herr Blomkist, „die Sache ist nicht so in zwei Worten auf der Straße zu besprechen.“

Die Herren wandelten schweigend der Politie zu. Dort nahmen sie im Bureau des Offiziers einander gegenüber an einem schmalen grünen Tische Platz und Herr Blomkist nahm aus einem mehrfach verschlossenen eisernen Schrank ein Taschenbuch heraus. „Hier haben wir alle Notizen, ich habe stark in der Affäre gearbeitet. — Punkt eins,“ begann er jetzt zu lesen, „van Heeren steht schlecht, sehr schlecht. — Punkt zwei: Er verkauft den kleinen Schwanz und tauscht die große Donna Anna dafür ein. — Punkt drei: Er nimmt in Hamburg für siebenunddreißigtausend Thaler Rheinwein und für fünfzigtausend Thaler Uhren — als Spekulation für eigene Rechnung. — Punkt vier: Er versichert zu diesem Werth, fährt ab und das Schiff verbrennt. — Bis hierher ist Alles klar und sauber,“ fügte Herr Blomkist hinzu. „Jetzt wird's dunkel. Punkt fünf: Ein Wahnsinniger setzt das Schiff in Brand — der Wahnsinnige ist kein Wahnsinniger, wie sich herausgestellt, und hat absolut keinen Grund, das Schiff des Kapitäns, dem er nur Dank schuldet, zu vernichten. Punkt sechs: Dieser Seemann ist kein Seemann, heimlich auf das Schiff geschafft, stürzt er im Ringen mit dem schwarzen Steuermann des Kapitäns, der den Wahnsinnigen halten soll, während des Brandes über Bord und der Kapitän gibt sich Mühe, nur den Schwarzen zu retten, indem er den Andern für wahnsinnig auschreit und den Aberglauben der Matrosen gegen ihn wachruft. Punkt sieben: Dieser hinuntergestürzte Seemann hatte in den Nächten die Schiffswache mit dem Schwarzen zusammen. Punkt acht: Es kommt ein Schooner aus Bremen in Hamburg an, der van Heeren trotz Abbestellung dasselbe Quantum Wein zuführt. — Van Heeren verkauft diesen Wein des Schooners in Hamburg. Punkt neun: Ich verschaffe mir von diesem Wein des Schooners eine Probe, sende sie an den Lieferer in Mainz und erhalte die Nachricht: Das ist derselbe Wein, den wir an van Heeren nach Hamburg geschickt. — Ich frage nochmal: Ist von diesem Wein viel Wein nach Bremen verkauft worden, bestellt vielleicht van Heeren dasselbe Quantum zuerst dorthin? Antwort: Von dieser Sorte haben wir nie nach Bremen geliefert, überhaupt noch wenig verkauft. Punkt zehn: Als die Donna Anna niedergebrannt war, findet sich unverfehrt ein Weinsäß von den eingeschiffen, — enthaltend Wasser.“

„Frage eins: Wie konnte van Heeren den nach Amsterdam eingeschiffen Wein vorher in Hamburg verkaufen?“

„Frage zwei: Wie kam das Wasser in das Weinsäß?“

„Frage drei: Weßhalb gab van Heeren den Paul Sivers für wahnsinnig aus und warum suchte er ihn unschuldig zu machen, indem er die vor Eiferwuth wüthende Bestie, den Schwarzen, auf ihn losließ, und wollte später nicht bekannt werden lassen, mir gegenüber nämlich, daß der Mann sich gerettet?“

„Summa Summarum — dieser van Heeren hat etwas gethan, was der Gefangene weiß und nicht ansplaudern soll, und dieß kann nur mit der Donna-Anna-Ladung zusammenhängen. Im Hamburger Hafen bemerkte Niemand etwas Verdächtiges. Die Nachtwache sagte jedoch aus, daß sie jedesmal, sobald sie in die Nähe der Donna Anna kam, eine Kette klirren hörte. Sie fuhr an den Dampfer, konnte jedoch nichts Ungehöriges wahrnehmen, — der Schwarze und der junge Matrose verfahren nach Vorschrift die Wache.“

„Frage vier: Warum ließ van Heeren diesen jungen Mann jede Nacht wachen und gab vier Nächte der Mannschaft Schiffsfreiheit?“

„Summa: In den Nächten geschah dort, was hinsichtlich der Ladung des verlorenen Schiffes unauzgeklärt ist. Er stellte den in Seefachen ganz Grünen auf Wache, weil er anzunehmen schien, daß der nicht verstehen würde, was gemacht wurde.“

„Jetzt bin ich zu Ende. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß jener Mann das Schiff nicht angezündet hat, und ich hoffe auch die Ueberzeugung zu gewinnen, daß er den Diamanten nicht gestohlen. — Es ist seltsam — ich, der Detektive, der ihn endlich gefunden und gefangen genommen hat — aber so ist das Leben, Herr Rath, es verfehlt uns nicht selten in Lagen, an deren Möglichkeit wir nie geglaubt, deren Eintreffen wir als höchst unwahrscheinlich verachtet haben würden, hätte dieß uns Jemand vorgestellt. — Und jetzt bin ich in solch' einer Lage.“

„Allerdings eine sonderbare Situation für einen Detektive — aber was passiert uns nicht Alles im Leben!“ meinte Herr Simson. „Erlauben Sie mir,“ fuhr er darauf fort, „daß ich mir Ihre Notizen abschreibe. — Ich erhielt da Verdachtsmomente über Paul Sivers von der Behörde und habe dann auch die Entlastungsmomente — beides von Ihrer Hand,“ lächelte der Verteidiger.

Herr Blomkist stellte dem Advokaten die Blätter zur Verfügung und dieser kopierte eifrig.

„Die Versicherungsgesellschaft geht nicht gegen van Heeren vor?“ wandte Herr Simson, als er die Abschrift beendete, sich an den Detektive.

„Nein! sie hat zuerst gegen Paul Sivers auf Brandstiftung, nach der Aussage des Kapitäns, geklagt und hofft, daß hiebei van Heeren gefaßt wird, wenn er sie hat betrogen wollen,“ gab der Gefragte Auskunft. Darauf trennten sich die Herren.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Herr Blomkist war aus dem Bureau in sein Landhaus zurückgekehrt und saß recht nachdenklich in seinem Hyazinthengarten, als er einen kleinen geschlossenen eleganten Wagen vor der Gartentreppe halten sah und zu seiner Verwunderung Fräulein Dortchen Snider dort heraussprang.

Herr Blomkist eilte, als galanter Mann, dem Gast entgegen, begrüßte sie mit ausgefuchter Höflichkeit und erkundigte sich, was ihm diese unverdiente Gnade eines Besuchs verschaffe.

„Sie verdienen wahrhaftig keine Gnade, Herr Blomkist,“ antwortete Fräulein Snider, „und Sie sollen auch nicht früher bei mir zu Gnaden aufgenommen werden, als bis Sie gut gemacht, was Sie bei einem unschuldig Verfolgten gefehlt haben.“

Herr Blomkist sah im höchsten Grad überrascht und erstaunt auf.

„Sie sind verwundert, wie ich dazu komme, Ihnen das zu sagen,“ fuhr Dortchen fort. „Ich sehe das Ihnen an — aber der Fall geht mir nahe, er empört und ärgert mich. Ich meine jenen Diamantschleifer unserer Fabrik, den Sie, Herr Blomkist, wie ich erfahre, durch Ihr unermüliches Bemühen auf die Bank der Angeklagten gebracht haben.“

„Den Paul Sivers?“ vergewisserte sich Herr Blomkist.

„So heißt er, der Mann ist so unschuldig an dem Diebstahl, wie Sie und ich, mein Herr!“ sagte Dortchen zornig. „Es hat Ihnen Vergnügen gemacht, den Mann wie ein geheftes Wild zu verfolgen.“

„Mein Fräulein,“ sprach jetzt Herr Blomkist wehmüthig, „ach! wenn Sie nur hier und da an dem Vergnügen theilnehmen könnten, das unser Beruf uns verursacht, Sie würden mir diesen Vorwurf nicht machen. Ich handle nicht aus Beweggründen meines Vergnügens, sondern ich habe ein eifriges, heißes Bemühen, überall die Wahrheit, die verborgene, verdunkelte, verheimlichte, erstickte Wahrheit an's Licht und zum Sieg zu bringen, und so erforsche ich die Wahrheit des Verbrechens, wie auch die Wahrheit der Unschuld.“

„Wenn das Ihr Grundsatz und Ihr Ziel ist, so werden Sie mir jetzt beistehen, denn es ist ein Unschuldiger verfolgt und angeklagt worden,“ sprach das Fräulein weiter, „und ich will, daß die Wahrheit der Unschuld jenes Mannes an's Licht und zum Sieg kommt, den Sie so schändlich verfolgt haben.“

Herr Blomkist kannte seit Jahren den eigensinnigen Kopf des reichen Fräuleins, — er kannte aber auch ihr gutes Herz und ihr stark entwickeltes Rechtsgefühl, das sich bei den geringsten Anlässen gegen jedes Unrecht, das sie zu sehen vermeinte, bei den geringsten Anlässen leidenschaftlich aufbäumte, und dennoch überraschte ihn der Eifer und das Interesse des Fräuleins für diesen Arbeiter ihres Vaters.

„Darf ich fragen,“ sprach jetzt Herr Blomkist, „was Sie, mein werthes Fräulein, zu der Annahme veranlaßt, der Mann sei unschuldig?“

„Zwei Gründe,“ antwortete Dortchen. „Erstens meine persönliche Kenntniß vom Charakter dieses Mannes,“ — Herr Blomkist schaute von der Erde, wohin er seinen Blick mechanisch gewendet hatte, zu der Sprecherin auf, — „und zweitens die naheliegende Vermuthung, daß ein Anderer den Stein genommen, der Ursache zum Stehlen hat, da er, ein unbemittelter Arbeiter, einer Hazardspielgesellschaft angehört.“

„Der Mann befindet sich unter den Arbeitern Ihres Herrn Vaters?“ fragte Herr Blomkist.

„Ja!“ antwortete Dortchen. „Er ist seit zehn Jahren in der Fabrik und besitzt das volle Vertrauen meines Vaters.“

„So ist es jener dunkeläugige Mann, der mit Herrn Sivers zusammenarbeitete und der den verschwundenen Stein zu schleifen hatte, und heißt Buiten?“ erkundigte sich Herr Blomkist.

„Sie kennen ihn also,“ antwortete Fräulein Snider, „und Sie hätten Ihre Aufspürungsgabe dorthin wenden sollen.“

„So war mein erster Gedanke doch der richtige!“ rief Herr Blomkist bewegt. „O, daß wir so oft den ersten Regungen unserer Seele, die in vielen Fällen wie eine Eingebung von Oben sind, nicht folgen und von unserem eingebildeten, überklugen Verstand uns ablenken und in die Irre führen lassen!“

„Dann glauben Sie ja auch an die Unschuld des Gefangenen!“ rief Dortchen freudig ernst, „und werden helfen, den Mann zu retten.“

„Mein Fräulein, ich glaube schon vor Ihrem unschätzbaren Besuch, daß ich mich habe irreführen lassen, daß jener Mann unschuldig sei, und arbeite, soweit dieß mein Beruf zuläßt, mit dem Verteidiger zugleich an der Feststellung der Wahrheit.“

„Das macht mir Freude zu hören, Herr Blomkist; denn Sie sind ein sehr kluger Mann, ein schrecklicher Mensch in Ihrem Fach,“ antwortete Dortchen, „ich werde aber für mich auch daran arbeiten, einem Unschuldigen zu seinem Recht zu verhelfen.“

„So ist der Gefangene dadurch allein schon ein glücklicher Mensch,“ lächelte galant Herr Blomkist. „Für mich würden Sie, verehrtes Fräulein, wahrscheinlich sich nicht mit solch' einem Eifer verwenden.“

Fräulein Sniders wurde ein wenig roth bei diesen Worten und warf die vollen, blühenden Lippen noch etwas mehr auf, als sie von Natur dieß waren. — „Wer weiß, Herr Blomkist,“ sagte sie mit ihrem reizenden Lächeln, „vielleicht doch, vielleicht auch nicht,“ und damit reichte sie dem ältlichen großen Herrn die Hand und er geleitete sie ehrsüchtig und ritterlich zum Wagen.

Als dieser fortgerollt, fuhr sich Herr Blomkist mit der Hand über die Stirn. — „Das Leben ist ein Märchen,“ rief er aus, „ein seltsameres Märchen als die lustigsten Dichter sich vergaulen können — dieß Fräulein, das Fräulein Sniders liebt den armen, schönen Burschen — das ist mir sonnenklar — jetzt möchte ich nur wissen, was ihr Herr Vater zu dieser Partie meint, — das Fräulein wird ihren ganzen Eigensinn brauchen — übrigens ist sie ja nicht ganz jung mehr, sie muß sechsundzwanzig Jahre haben und das sind die schlimmsten für derartige feurige Hartköpfe.“ — So schloß Herr Blomkist sein Selbstgespräch, nachdem dieser unerwartete Besuch ihn verlassen. — Dann ging er in sein Arbeitszimmer und schrieb auf ein formularähnliches, amtlich aussehendes Blatt:

Herrn Polizeiasistenten Günther sofort!

Der Diamantschleifer Buiten, Sniders'sche Schleifmühle am Singel, ist unablässig von zwei Mann zu überwachen.

Er rief einen Knecht, ein Pferd zu satteln, und sandte seinen Diener mit diesem Brief zur Stadt, zur Politie.

(Fortsetzung folgt.)

Zwiebelblumen *).

Zu einer Zeit, da die Fluren ringsum mit Eis und Schnee bedeckt sind und die Natur noch im tiefsten Winterschlaf liegt, da blüht und duftet in unserem Wohnzimmer schon die bunte Pracht der Zwiebelblumen und zaubert uns den Lenz vor Augen. Daher sind dieselben auch so beliebt und Mancher, dem zu einer dauernden Blumenzucht Zeit, Raum oder auch — die Geduld fehlt, pflegt doch alljährlich einige Mark für Treibzwiebeln anzulegen, um doch nicht ganz der Blumenfreude entbehren zu müssen. Das Verfahren der Treibkultur ist einfach und leicht zu erlernen und sei im Folgenden kurz angegeben.

Im Monat August pflanzen in den Handelsgärtnereien die holländischen Treibzwiebeln anzukommen, und man thut wohl daran, seinen Bedarf zeitig einzukaufen. Die beste Zeit zum Einpflanzen derselben ist zwar vom ersten September bis Mitte Oktober; doch können folgende sehr frühe Arten bereits gegen Ende August eingepflanzt werden: Französische (romantische) Zwiebeln (nur in weiß oder blau); Marzeiler Tazetten und einfache Due van Tholl-Tulpen. Diese Zwiebeln sind schon zu Weihnachten zur Blüte zu bringen.

Zum Einpflanzen verwende man lockere Laub- und Gartenerde, vermischt mit etwas Sand, und wenn man will, etwas Mistbeeterde. Größere Knollen, besonders Hyazinthen, setzt man gewöhnlich einzeln in mehr hohe als weite Töpfe; kleine Tulpen, Krotus, Scilla, Iris etc. dagegen kann man zu dreien zusammen pflanzen. Nach dem Pflanzen werden die Töpfe begossen und etikettirt. — Es kommt nun darauf an, daß die Zwiebeln bei fortwährend mäßiger Feuchtigkeit kräftige und reichliche Wurzeln treiben, bevor man zum Antreiben schreitet. Wer im Besitz eines Gartens ist, kann diesen Zweck dadurch erreichen, daß er eine Vertiefung von etwa 1 Fuß ausgräbt, in dieselbe Töpfe an Töpfe setzt und dann die ausgeworfene Erde wieder darüber deckt. Es gehen dabei gewöhnlich die Hälfte der Töpfe entzwei; auch ziehen Viele (Manche beschütten sie dort 6 Centimeter hoch mit Sand), wo sie gleichmäßig feucht erhalten werden müssen. Auf diese Weise wird den Pflanzen etwa zwei bis drei Monate Zeit zur Verwurzelung gelassen; die Töpfe werden dann abgemäßen und wieder in den Keller gestellt, bis man sie nach und nach zum Treiben in das warme Zimmer holt.

Es gilt nun hiebei als Regel: je später getrieben, desto schöner die Blüten. Man muß, außer den schon anfangs zur frühesten Treiberei genannten Zwiebeln, von den Hyazinthen nur die am frühesten blühenden Sorten wählen, wenn man sie bereits im Dezember warm stellen will; die vollkommensten Blüten erhält man beim Einstellen im Januar und Februar. Man achte

* Aus dem sehr empfehlenswerten kleinen Werkchen: „Gautsches Nr. 2: Die dankbaren Zimmerpflanzen oder praktische Anleitung zur Pflege der für bürgerliche Wohnräume passenden Blumen und Blüthpflanzen“ von Anna Fränkl, mit 6 Abbildungen (Stuttgart, Gubbert).

nun darauf, ob die Wurzeln der Pflanzen am Abzugloch des Topfes sichtbar und auch schon die Hyazinthenknospen etwa zwei Zoll über der Erde zu erkennen sind, und lege dann die Töpfe auf den Blumentisch oder an's Fenster, und zwar in Untersätze, die so oft mit lauwarmem Wasser gefüllt werden, als dasselbe eingelogen ist. Wenn der Blütrieb hinter dem Wachstum der Blätter zurückbleibt, so wird über Hyazinthen und Tulpen eine oben offene Düte von dunklem Papier gedeckt. Man entfernt diese, sobald die Blüentrone aus der Zwiebel heraustritt, und legt dann die Töpfe an einen vor Sonne geschützten Platz, damit die Blütezeit nicht so schnell vorübergehe.

Sehr interessant und anzurathen ist das Treiben der Hyazinthen auf Wassergläsern, welche man in den geeigneten Formen in jeder Stadt zu Kauf erhält. Diese Gläser füllt man gerade so weit mit Regen- oder Flußwasser, daß die aufgelegte Zwiebel eben den Spiegel desselben berührt. In Ermanglung von weichem Wasser möge man ein wenig doppeltkohlensaures Natron zusetzen, außerdem dient es zur längeren Erhaltung des Wassers, wenn man einige gröblich zerstoßene Holzspäne hineinschüttet. — Bei den auf Wasser getriebenen Hyazinthen gilt dasselbe Prinzip wie bei denen in der Erde: daß sich die Wurzeln der Pflanze an einem kühlen, dunklen Platze zuerst möglichst entwickeln müssen, wie z. B. im Keller oder im frostfreien Souterrain. Nimmt man sie dann in's warme Zimmer, so muß das Glas bereits mit Wurzeln angefüllt und die Knospen sichtbar sein. Hier verfährt man mit ihnen, wie bereits bei den Erdhyazinthen angegeben. — Es läßt sich außer den Hyazinthen noch eine nette Zwiebelblume auf dem Wasser treiben: Ornithogalum arabicum, arabische Vogelmilch, mit weißen Blütenolden (ebenso Scilla peruviana); die anderen Zwiebeln gedeihen nur in der Erde gut.

Von dem Zeitpunkte, da die Zwiebeln in's warme Zimmer gestellt werden, bis zum Aufblühen derselben vergehen etwa vier Wochen; doch wird dieser Zeitraum gegen das Frühjahr hin kürzer; im März kann man die Töpfe sogar ohne Weiteres vom Keller an's Fenster stellen, wo sich die Blüten bald entwickeln werden. Die abgeblühten Zwiebeln sind meistens nur noch für den Garten zu gebrauchen, wo sie im ersten Winter einer Laubdecke bedürfen; die allergrößten jedoch kann man immerhin im nächsten Jahre noch einmal zum Treiben einsetzen, wo sie schon zu Weihnachten zur Blüte kommen, freilich bedeutend schwächer als im ersten Jahre.

Die empfehlenswerthesten Treibzwiebeln sind: Hyazinthen, meistens von Holland eingeführt, obgleich auch die neuerdings in der Umgegend Berlins gezogenen nicht zu verachten und wohlfeiler sind. Die in Privatgärten gezogenen Hyazinthen sind jedoch zum Treiben durchaus nicht zu gebrauchen. Eine richtige Auswahl der Sorten vermag selbst der Unkundigste recht gut nach den Katalogen der Gärtner zu treffen, da in denselben die Farben und die vorzüglichsten Sorten angegeben sind, auch bemerkt ist, ob sie sich zur frühen oder späten Treiberei eignen. Diese Angaben darf man durchschnittlich für ganz zuverlässig halten.

Tulpen. Die einfache Duc von Tholl-Tulpe wurde schon als früheste Treibzwiebel erwähnt; man bekommt außer derselben noch eine genügende Auswahl anderer früherer Sorten, während die gefüllten Duc von Tholl, Tournesol und andere schöne großblumige Tulpen erst später, etwa von Anfang Februar an, getrieben werden können. Im Februar bis März lassen sich auch frühe Gartentulpen mit gutem Erfolge treiben.

Karzissen, Tazetten, Jonquillen. Es gibt von diesen Blumen sehr hübsche Sorten, z. B. die Tazette Staaten-general, die ein volles Bouquet weißer mit orange Stern geschmückter Blüten bildet; Grand soleil d'or, gelb mit orange, ferner die Karzisse Orange Phoenix, gefüllt orange, Van Sion, gefüllt dunkelgelb, und andere. Da alle diese Zwiebeln schon von Natur hohe Stengel haben, so bedeckt man sie nicht mit Dillen; sie werden mit Ausnahme der Karzisser Tazetten erst von Weihnachten an getrieben und bedürfen in der Blüte einen schattigen und womöglich kühlen Stand, da diese ohnehin gar zu bald vorübergeht.

Crocus. Safran. Diese niedrigen Blumen sind sowohl ihrer Schönheit als auch ihrer Wohlfeilheit wegen zu empfehlen. Man kann sie sogar im Garten heranziehen, muß dann aber nur die stärksten Zwiebeln zum Treiben auswählen. Uebrigens arten die feinen Sorten (wie Albion, Walter Scott, Non plus ultra) im Lande leicht aus, und man thut wohl, sie von Zeit zu Zeit wieder aus den Handlungen neu anzukaufen. Crocus und alle die nachfolgenden kleineren Frühlingsblumen werden am schönsten, wenn man sie keiner eigentlichen Treibkultur unterzieht, sondern die Töpfe nach dem Einpflanzen zwar mit den Hyazinthen zusammen in den Keller, dann aber ohne Weiteres an ein Fenster des kühlen Zimmers stellt, vorausgesetzt, daß es dort nicht gefriert. Jedenfalls dürfen sie erst mit vorgeschrittenen Knospen in das warme Zimmer kommen.

Scilla, Sternhyazinthe. Diese zarten Glockenblumen gehören zu den lieblichsten Blümchen, die wir besitzen, sind wohlfeil genug, um jährlich neu gekauft zu werden, lassen sich aber auch im fetten, lockeren Boden im Garten zum Treiben heranziehen. Vom schönsten Ultramarinblau und großen, offenen Blumen ist Scilla sibirica, während S. nutans und campanulata in Form und Blütenstellung kleinen Hyazinthen ähneln; letztere beiden gibt es in blau, weiß, hamois und fleischfarben.

Muscari botryoides und M. moschatum, Muskat- oder Traubenhyazinthen, auch Perlyhyazinthen genannt. Erstere Sorte dunkelblau mit lieblich pfeifenartigem Geruch, während die Moschushyazinthen grünlich-braun, von außerordentlich starkem, fast betäubendem Duft sind. Sie werden im Garten angezogen und fühl im März zur Blüte gebracht.

Galanthus nivalis, das reizende kleine Schneeglöckchen, der erste Frühlingsbote im Freien. Obgleich das einfache schönere, so ist auch die gefüllte Art beliebt, ebenso das große Schneeglöckchen oder Märzblume unserer Laubwälder, Leucojum vernum. Man erhält sehr hübsche, reichblühende Töpfe, wenn man etwa 6—8 Zwiebel möglichst dicht in die Mitte des Topfes zusammenlegt. Sie lieben viel Feuchtigkeit.

In gleicher Weise benützt man die kleinen Frühlingsblumen Eranthis hyemalis, gelb, und Bulboodium vernum, rosa; beide kommen außerordentlich schnell in Blüte. Auch einige Iris-Arten werden zuweilen zur frühen Blüte im Topfe benützt, besonders I. persica, I. anglica und I. hispanica. Die Farben und Zeichnungen sind zwar schön, doch der Wuchs gar zu hoch und lach.

Katharina, Königin von England, vor den Richtern.

(Bild S. 217.)

Heinrich der Achte, der englische Blaubart auf dem Throne, und seine Gemahlin Katharina von Aragon sind in hohem Grade interessante historische Figuren, und deshalb besigt auch das Gemälde von Bott, von welchem wir hier einen guten Holzschnitt geben, eine so große Anziehungskraft. Wir werden hier in eine der bewegtesten und unheimlichsten Epochen der englischen Geschichte veretzt. Der Kardinal Wolsey suchte aus politischen Gründen die Ehe zwischen Katharina und Heinrich zu trennen, eine Scheidung herbeizuführen, damit Heinrich eine Tochter Franz I. von Frankreich zur Frau nehmen könne. Um die Ungültigkeit der Ehe zu beweisen — Katharina war früher mit König Heinrich's älterem Bruder Arthur verheiratet, der aber fast im Knabenalter schon starb — veranstaltete Wolsey eine Untersuchung der Ehegültigkeit, zu welcher auf seinen Antrag das römische Konfistorium den Kardinalpriester Campejus sandte; auch diesen zeigt als Sprecher unser Bild.

Katharina's Ehe ward einst durch päpstlichen Dispens vollständig sanktionirt und eine Reihe von Jahren hat diese Ehe zu beiderseitiger Zufriedenheit bestanden. Aber Katharina war sechs Jahre älter als Heinrich, sie war zweiundvierzig, er sechsunddreißig Jahre alt, die von ihr geborenen Söhne waren sämmtlich gestorben, und so fielen die Andeutungen der französischen Partei bei dem veränderungsüchtigen König auf sehr günstigen Boden. Er willigte in diese Unterjudung, die völlig einem Prozeß glich, und die Verhandlung fand statt in der großen Halle der Dominikaner in London 1528 in Gegenwart des Königs. Als die Königin vor den versammelten Priestern und Rechtsgelehrten aufgerufen ward, antwortete sie nicht, sondern stand auf, ging um die Stühle der Richter herum, warf sich vor dem König nieder und sprach:

„Sire, ich bitte Euch um Gerechtigkeit und einiges Mitleid; denn ich bin ein armes Weib und eine Fremde, außerhalb Eures Reichs geboren, und habe hier keinen unparteiischen Beistand und noch weniger Gewißheit der Freundschaft. Ach, Herr, worin hab' ich Euch beleidigt und Ursach zum Mißfallen gegeben, daß Ihr mich so von Euch thun wollt? Gott sei mein Richter, daß ich Euch ein treues ergebenes Weib gewesen bin, stets Eurem Willen gehorham und immer zufrieden mit Allem, woran Ihr Freude hattet, sei es groß oder klein, ohne Murren und Verdruß. Um Eure Willen liebte ich Alle, die Ihr liebte, ob sie Freunde oder Feinde waren. Zwanzig Jahre und länger bin ich Euer Weib gewesen und habe Euch Kinder geboren, obwohl es Gott gefallen hat, sie aus dieser Welt abzurufen, was nicht mein Verschulden war. Wenn Ihr irgend gerechte Ursach wider mich habt, Unehrbarkeit oder einen andern gesetzlichen Grund, mich zu verstoßen, dann bin ich's zufrieden, in Schimpf und Unehren von ihnen zu gehen; wenn aber nicht, dann bit' ich Euch von Herzen, laßt mich um Gerechtigkeit widerfahren. Der König, Euer Vater, ward zu seiner Zeit seiner hohen Weisheit wegen für einen andern Salomo geachtet, und mein Vater, König Ferdinand, galt für einen der klügsten Fürsten, die seit langen Jahren in Spanien geherrscht haben. Es ist daher nicht zu bezweifeln, daß sie die besten und gelehrtesten Rathgeber um sich hatten, welche die Ehe zwischen Euch und mir für gut und gerecht ansahen, so daß es zu verwundern ist, was für neue Erfindungen jetzt wider mich eronnen werden. So stehe ich nun vor diesem neuen Gerichtshof und habe keinen unparteiischen Beistand, mich zu verantworten; denn die Beistände, so mir zugewiesen sind, sind Eure Untertanen und vertrauen sich nicht, Eurem Willen zu wider zu sein. Darum bit' ich Euch in aller Demuth, mir das Neueste dieses neuen Gerichts zu ersparen, bis ich erfahre, was meine Freunde in Spanien mir rathen mögen. Und wenn Ihr das nicht wollt, so geschehe Euer Belieben, und ich lege meine Sache in Gottes Hand.“

Damit erhob sie sich, neigte sich tief vor dem König und verließ, geküßt auf den Arm ihres Rentmeisters Griffith, den Saal. Der König ließ sie zurückrufen; sie aber achtete nicht darauf, und als Griffith sagte: „Gnädige Frau, man ruft Euch wieder,“ verseyte sie: „Fort, fort; es macht nichts aus; geht Eures Wegs.“ So ging sie hinaus, und von Stund an weigerte sie sich, vor Gericht wieder zu erscheinen. Der König nahm nun das Wort und erklärte laut vor allen Anwesenden, daß die Königin ein so treues Weib, wie er nur habe wünschen können, gewesen sei, geschmückt mit allen Tugenden ihres und jedes andern Standes. Später (1533) löste Heinrich jedoch seine Ehe durch eigene Machtvollkommenheit, um Anna Bullen zu heirathen, und verbannte Katharina nach dem einjamen Kimbolton, wo sie 1535 starb.

Die Kröte ein nützliches Thier.

Bekannt ist, daß manches Thier bisher verkannt wurde und vielfach noch verkannt wird, welches sich überaus nützlich für den Menschen erweist und dessen Vertilgung sich bitter rächt. Eine solche Anerkennung, wie die bisher so allgemein verfolgte Kröte neuerdings gefunden, dürfte kaum ein zweites Thier aufzuweisen haben; denn seit Jahren besteht in Paris sogar ein lebhafter Markt mit diesen ebenso häßlichen als nützlichen Thieren. Englische Obst- und Gemüsegärtner, die Gelegenheit hatten, die Nützlichkeit der Kröte als Insektenvertilgerin schätzen zu lernen, kaufen dieses Thier in großen Mengen und sehen es in die Beete, welche es vor Insektenfraß schützen soll. Der Krötenmarkt wird einmal wöchentlich in der Straße Geoffroy de St. Hilaire abgehalten; die Händler bringen ihre Waare in großen Kässen mit durchlöcherem Boden, in welchen die Kröten, nach Größe und Stärke sortirt, zu Hunderten zwischen feuchtem Moos verpackt sind. Das Hundert großer Kröten wird mit 75—85 Franken bezahlt, ein Preis, der ganz respektabel ist. Auch als Mittel gegen die in Kellern und Gewölben widerwärtigen, in Gewächshäusern aber als Pflanzensünde gefährlichen Aßeln schlägt J. G. Krelage in Haarlem vor, Kröten in die betreffenden Räumlichkeiten zu setzen und diesen die Vertilgung zu überlassen. In Holland wird dieses Verfahren mit großem Erfolg namentlich von älteren erfahrenen Gärtnern angewendet. Die Kröten verzehren in kurzer Zeit alle erwidbaren Aßeln, und wenn man die Kröten ferner ungestört schalten und walten läßt, kann man sicher sein, daß sich keine Aßel ungestraft aus ihrem Schlupfwinkel hervorwagen wird.

Gloria in excelsis!

(Bild S. 221.)

Heilige Nacht! Engel und Selige loben,
Und von dem Himmel dort oben
Strahlet unsterbliche Pracht.
Heilige Nacht!

Heilige Nacht! Von den Propheten verkündigt;
Nun wird die Menschheit entsündigt
Du wirst zur Weih' uns gemacht,
Heilige Nacht!

Heilige Nacht! Ueber die Sterne hernieder
Hast du den Höchsten der Brüder,
Gott, uns hernieder gebracht,
Heilige Nacht!

Heilige Nacht! Nacht der unendlichen Liebe!
Daß sie beim Menschen verbliebe,
Ist sie im Menschen erwacht,
Heilige Nacht!

Heilige Nacht! Uns zu erquickten, die Armen,
Hat des Erbarmers Erbarmen
Dich uns zum Tage gemacht,
Heilige Nacht!

Heilige Nacht! Süß ist dein Schlummer dem Mädchen,
Wenn auch im Traume der Frieden,
Den du geboren, ihm lachst.
Heilige Nacht!

Heilige Nacht! Laß mir im Lebensgedränge
Tönen der Engel Gesänge,
Daß auch mein Festtag erwacht.
Heilige Nacht!

J. S. von Meyer.

Dick Allen's fröhliche Weihnachten.

Ein Geschichtchen von L. B.

Es war ungefähr um zehn Uhr in der Christnacht — und schon eine hübsche Zahl von Jahren her — als Dick Allen seinen Namen am Thore des „Alten Trinitatis-kollegiums“ in Dublin nannte und einpaßirte. Als er durch die Thür des Schließerbüchchens sah, kam ihn eine starke Versuchung an, sich ein Weilchen zu den beiden wohlbehäbigen, gutmüthig dreinschauenden Nachtwächtern an deren prasselndes Feuer zu setzen, denn die Nacht war bitter kalt und Dick fühlte sich viel einsamer als jemals früher in den zweiundzwanzig Jahren seines Lebens. Es waren jedoch zu dieser Zeit noch andere Empfindungen in Dick's Herzen, welche dem Gefühle der Einsamkeit die Wage hielten; darum antwortete er nur auf der Wächter freundliches „Gute Nacht, mein Herr!“ und ging weiter nach seiner Wohnung in „Botany Bay“. Einmal dort angekommen, verlor er keine Zeit, ein Licht anzuzünden und das qualmende Feuer wieder anzufachen. Der Anblick, den der Schein der Kerze gewährte, war weit entfernt, erheitend zu sein. Das Zimmer war ohne Teppich und, mit Ausnahme eines Tisches, zweier Armstühle und zweier oder dreier wackeliger Rohrstühle und einiger Schränke, ganz von Möbeln entblößt. Und doch hatte es nicht das Aussehen des Gemaches eines fleißigen Gelehrten, der weder Mittel noch Geschmac für eine andere als die unumgänglich nöthige Einrichtung hat: es waren Riegel in den Wänden, aber die Bilder fehlten, und der schöne Armstuhl und massive Tisch waren sicher nicht durch einen Zufall hiehergekommen! Wo war das übrige Mobiliar geblieben? Alles bezeichnete ein fürliches jähres Sinken der Verhältnisse des Inhabers. — Diesem war es unterdessen endlich gelungen, die erlöschende Aße wieder zu einem lebhafteren Schein anzuregen, und nachdem er seine Hände einige Minuten lang über der Flamme gewärmt hatte, stand er auf und mischte aus einer dem Speiseschrank entnommenen Flasche Whisky ein Glas Grog; dann warf er sich in den Armstuhl und versank in Nachdenken.

Selbst Jemand, dem Dick und dessen Geschichte vollkommen fremd sind, würde leicht errathen können, daß die Gedanken, welche diesen müden Blick fast hoffnungslosen Glends über das schöne junge Gesicht brachten, nicht allzu angenehm waren. Wahrhaftig, sie waren traurig genug und nicht ohne Grund! Es war jetzt gegen sechs Monate, daß Dick mit seinem Vater zerfallen war, trotzdem zwischen diesem und ihm immer die innigste Zuneigung bestanden hatte. Was war die ursprüngliche Veranlassung dieses Streites? Jrgend welche Kleinigkeit, in einem ungelegenen Augenblicke ihnen entgegnetretend, hatte zwei stolze, eigenwillige, obgleich liebende Herzen entzweit. Heiße, bittere Worte waren auf beiden Seiten gesprochen worden. Die wahrhafte Innigkeit der Bande, welche Vater und Sohn vereinigt hatten, schien den Bruch noch unheilbarer zu machen, und Dick Allen hatte seine Heimat eines Nachts in den Sommerferien verlassen, alle Beistandsanerbietungen seines Vaters verweigert und beschloßen, in Zukunft keine Verbindung mehr mit ihm zu unterhalten. Er hatte niemals gewußt, was es heißt, Mangel an Geld zu leiden, und seliglich gedacht, daß nichts leichter sei, als etwas zu bekommen; deshalb lebte er, so lange der Rest seines vierteljährlichen Taschengeldes ausreichte, ziemlich angenehm in der Universitätsstadt, immer den Blick auf die Mittel, Geld

zu verdienen, gerichtet, hielt aber das Suchen darnach noch nicht für wirklich dringend und notwendig. Er war in der That in seinem Innern völlig überzeugt, daß für einen klugen jungen Mann — wie er ein solcher ja ohne Zweifel war — etwas, das nur der Annäherung eines Mangels ähnlich

sähe, eine Unmöglichkeit sei. Als sein Geld jedoch zu schmelzen begann, fiel es ihm ein, daß seine Weise, sich nach Arbeit umzuthun, vielleicht doch nicht energisch genug gewesen war, und so beschloß er, ohne weitere Verzögerung daran zu gehen, sich einen Unterhalt zu verschaffen.

Es würde nur eine oft erzählte Geschichte wiederholen heißen, wollten wir von den Hindernissen und Täuschungen berichten, denen er auf jedem Schritte begegnete, wie er nach und nach bei dem immer neuen Fehlschlagen fast den Glauben an sich selbst verlor, wie er bald auf diesem, bald



Winterabend im trauten Heim.

auf jenem Wege eine Beschäftigung zu erlangen suchte und endlich anfing zu meinen, daß für ihn kein einziger Weg offen sei. Die Schuld daran trug, daß der arme Dick, obgleich klug genug, doch nicht in der Schule der Armuth erzogen war, die ihn befähigt haben würde, sich seine Talente unverzüglich zunutze zu machen. Er versuchte, eine

Stelle als Unterlehrer an einer Schule zu erhalten, aber die Entdeckung, daß er kein akademisches Zeugniß erlangt hatte (was Dick in der That immer nur für das ausschließliche Privilegium armer Leute angesehen), war ein unüberwindliches Hinderniß. Er versuchte es mit der Schriftstellerei, aber er fand den Büchermarkt immer über-

füllt und eine Menge Männer mit ebensoviel Geist, als er selbst besaß, und zehnmal so viel technischer Geschicklichkeit, welche ihn mit seinen Produkten in den Hintergrund drängten. Es ist wahr, zwei oder dreimal hatten ihn stüchtige Strahlen des Erfolges geblendet, aber sie hatten ihm fast mehr wehe als wohl gethan, da sie ihn abgelenkt hatten

von der jetzt vor Allem wichtigen Umschau nach irgend einer regelrechten dauernden Beschäftigung.

Eine Folge des Mislingens in diesem Kampfe um seinen Lebensunterhalt war, daß er allmählig gezwungen wurde,

den Umgang mit seinen früheren Freunden fallen zu lassen, denn Dick war viel zu stolz, den Beistand anzunehmen, den manch' Einer von ihnen sich gegreut haben würde, ihm ge- wahren zu können, und konnte er es andererseits wiederum

nicht ertragen, in seinen jetzigen veränderten Verhältnissen unter ihnen zu leben. Daher hatte er eine Zeitlang fast allein gelebt. Aber einen Monat ungefähr vor jenem Christabend, an welchem wir ihn gesehen, war er mit einer Gesellschaft



Gloria in excelsis! Gemälde von W. Köhm. (Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.) (S. 219.)

von Leuten zusammengetroffen, die er früher fast mit Verachtung vermieden hatte, aber zu denen er sich jetzt durch eine Art von Sympathie hingezogen fühlte. Es waren fast Alle gewandte, abenteuerliche Männer, eine wilde, sorglose

Schaar, aus der beinahe jeder Einzelne wußte, daß er durch seine eigene Schuld die Aussichten auf ein vielversprechendes Leben vernichtet hatte, völlig sorglos um die Zukunft, wenn sie nur heute die Mittel besaßen, die Erinnerung an

gestern zu betäuben. Einmal unter ihnen, hatte Dick bald alle Bemühung aufgegeben, wie er vorher schon fast alle Hoffnung aufgegeben hatte, etwas wie eine achtbare und dauernde Stellung zu erlangen. Sie führten ein seltsames, übel-

berückichtigtes Leben, aus der Hand in den Mund, nahmen „auf Berg“, wo sich immer eine Gelegenheit bot, deckten Einer des Andern Wechsel, wenn sie nur Jemand acceptirt hätte, und erwarteten auch manchmal, obgleich nicht oft, auf irgend welche ehrliche Weise einige Pfund. Der arme Allen verlor bald das Zartgefühl, welches er früher hinsichtlich eines Besuches im Leihhause besessen hatte, und sowohl seine Möbel als seine meisten Kleider waren sehr schnell dorthin gewandert, um die Mittel zu der beständigen Folge von Zerstreungen zu beschaffen, worin er lebte und die ihre Merkmale auf seinem bleichen, obgleich noch hübschen und edel gebildeten Gesichte zurückgelassen hatten.

Durch alle Grade auf des armen Dick abwärts führender Laufbahn fühlte er dennoch stets einen ihn in Schranken haltenden Einfluß, welcher, obgleich zu Zeiten fast unbeachtet, ihn doch nie ganz verließ. Es war die Liebe, welche er für seine jüngere Schwester, „die kleine Käthe“, wie er sie nannte, empfand. Squire Allen war zweimal verheirathet gewesen. Von seiner ersten Frau hatte er drei Kinder: einen Sohn und Erben, der jetzt mit seinem Regiment fern in Indien war, und zwei Töchter, beide schon mehrere Jahre vor der Zeit unserer Erzählung verheirathet. Von seiner zweiten Frau hatte er unsern Helden Dick und eine vier Jahre jüngere Tochter. Auf diese seine jüngsten Kinder war des Squires ganze Zärtlichkeit konzentriert gewesen. Ihre Mutter war ein paar Jahre nach Käthe's Geburt gestorben, und daher kam es, daß sie und Dick von Kindheit her fest an einander gehangen hatten, wie Kinder, welche früh der mütterlichen Sorge beraubt worden sind, oft thun. Seit dem Streite mit seinem Vater hatte Dick regelmäßig mit seiner Schwester korrespondirt und, da er ihre Angst um ihn kannte, ihr glänzende Berichte seines Erfolges und Wohlergehens geschickt, welche, wie ich fürchte, ihm selbst oft als ein trauriger Hohn erscheinen mußten, wenn er sie dem thatsächlichen Mißgeschick gegenüberstellte, das ihn so müde machte. Käthe glaubte schwärmerisch an ihres Bruders Geistesgaben und war deshalb um so leichter zu hintergehen, und es war ein großer Trost für den guten alten Vater, von ihr zu erfahren, daß der Sohn, den er noch ebenso liebte als früher, wenigstens keinerlei Beschwerde litt. Was eine schließliche Veröhnung anbetraf, so erachtete es der ältere und klügere Mann nur als eine Frage der Zeit.

Den Tag vor Weihnachten nun hatte Dick den letzten seiner früheren Freunde Dublin des Christfestes wegen verlassen und war vollständig trostlos in seine einsame Klausel heimgekehrt. Er hatte sich mehrere Tage krank und gänzlich mühslos gefühlt. Plötzlich war es ihm eingefallen, daß am heiligen Abend Käthe's achtzehnter Geburtstag sei, und da er wußte, daß sie an diesem Tage gern etwas von ihm hören würde, setzte er sich zum Schreiben nieder. Nach einer vergeblichen Anstrengung, sich zu beherrschen und die gewöhnliche Geschichte seines Erfolges und Glückes zu erzählen, brach der arme Junge völlig zusammen und berichtete in wenigen, fast unzusammenhängenden Sätzen, wie elend er sich fühlte und wie hoffnungslos seine Lage wäre, und bat Käthe flehentlich, ihm bald einmal zu schreiben, da er nicht wüßte, wie rasch es zu Ende sein würde; doch so könnte es nicht länger mehr dauern. Diese Zeilen hatte er eilig zur Post befördert, beinahe sorglos wegen der Wirkung, die sie hervorbringen könnten; jetzt aber, als er in düsterem Grübeln in seinem Lehnstuhl saß, konnte er nicht umhin, sich bitter geträumelt zu fühlen, daß er noch keine Antwort bekommen hatte. Er sprang auf und ging im Zimmer auf und nieder.

„Sie könnte telegraphirt haben,“ sagte er laut; „sie könnte sogar hergekommen sein, um mich zu besuchen. — Doch, wie konnte sie?“ sagte er einen Augenblick nachher, „während sie zu Hause eine Menge Menschen zu bewirthen hat! Aber sie konnte wenigstens telegraphiren! Lieber Gott, wenn sie ähnlich an mich geschrieben hätte, nichts würde mich von ihr zurückgehalten haben!“

Diese Betrachtungen vermehrten die Bitterkeit der Gefühle des armen Dick; noch einige Minuten lang schritt er wie ungeschlüssig auf und nieder, dann blieb er plötzlich einen Augenblick stehen, wie um sich zu sammeln, nahm eine Flasche aus seiner Brusttasche, setzte sie auf den Tisch nieder und brachte ein Weinglas aus dem Speiseschrank.

„Es thut sich jetzt so gut wie ein andermal,“ dachte der arme Allen, als er das Glas gegen das Licht hielt und ansah, das Opiumtropfen für Tropfen hineinzugießte. — Er hatte ungefähr dreißig Tropfen gezählt, als er mit einem Mal den ersten Ton der Glocken hörte, welche das Christgeläute begannen. Der Ton zwang ihn mit geheimnißvoller Macht, inne zu halten und zu lauschen, und er setzte die Flasche und das Glas nieder. Dann, als er so horchte, konnte er nicht verhindern, in seiner Erinnerung jene so oft verlebten Tage vorüberziehen zu lassen, wo er in dieser Nacht des Jahres in seines Vaters Hause gestanden hatte, mit seiner Schwester neben sich, welcher er viele glückliche Geburtstage gewünscht, und er dachte daran, was die Schwester empfinden mußte, wenn sie am nächsten Morgen hörte, daß er als Selbstmörder gestorben sei. In tiefem Sinnen vor dem verhängnißvollen Glase stehend, dachte er daran, bis das Geläute aufgehört hatte, und dann, weich und ruhiger geworden, wendete er sich zu dem Tisch und sagte zu sich selbst:

„Nicht in dieser Nacht, auf keinen Fall! Morgen werde ich es thun können, so daß Niemand wissen kann, wie ich gestorben bin.“

Darauf fiel es ihm ein, daß das Opium, welches er

schon eingegossen hatte, ihm wenigstens das, was er jetzt so selten genug, verschaffen würde: tiefen Schlaf. So füllte er das Weinglas mit Wasser voll, setzte sich wieder beim Feuer nieder und war in wenigen Minuten fest eingeschlafen.

Während der arme, lebensmüde Dick unter dem segensreichen Einfluß des unschädlich gemachten Giftes schlief, trugen sich in der Ferne Ereignisse zu, welche sein Schicksal außerordentlich beeinflussten. In dem großen alten Gesellschaftszimmer von Allentown war eine zahlreiche, heitere Gesellschaft versammelt. Das Haus war in dieser Jahreszeit immer voll von Besuchern und es waren so viele Verwandte und Freunde zusammengerufen, als nur Raum finden konnten. Die größte Anziehungskraft übte an diesem ihrem Geburtstage natürlich Käthe aus, welche in der That zu allen Zeiten Jedermanns Liebling war, von dem warmherzigen, aber hitzigen alten Squire an bis herab zu dem zerkumpeltesten Laufburgen, der sich in Allentown herumtrieb. Dennoch war sie an diesem Abend nicht in ihrer gewöhnlichen Stimmung; sie konnte nicht umhin, oft und angstvoll an den Bruder zu denken, dessen Platz leer war und der für immer für sie gestorben zu sein schien. Auch hatte sich am Morgen ein Unfall ereignet, der, obgleich von den meisten Gästen als ein Scherz behandelt, Käthe nur noch besorgter als gewöhnlich gemacht hatte. Der Knabe, der Morgens nach der Post gegangen war, hatte die frühe Gelegenheit wahrgenommen, auf „Miß Käthe's Gesundheit“ zu trinken, und erst am Mittag wurde er nach anhaltendem Suchen in der Hütte seiner alten Großmutter gefunden, mit zer schlagenem Kopfe und, wie die alte Köchin zu Käthe sagte, sprachlos vor Betrunkenheit. Sprachlos oder nicht, er war gänzlich unfähig gewesen, anzugeben, wo ungefähr die Posttasche sei, und die einzige Möglichkeit, die zu erfahren, war, geduldig zu warten, bis er seinen Rausch ausgeschlafen und dann im Stande sein würde, sich dessen zu erinnern. Käthe war sehr enttäuscht worden, denn sie war sicher, Dick würde zu ihrem Geburtstage geschrieben haben, und trotz seiner lustigen Briefe hatte ihr weiblicher Scharfblick doch kürzlich irgend etwas Schlimmes zu vermuthen angefangen. Gerade nun, als die Gesellschaft den Weihnachtsmorgen trinkend begrüßte, war gemeldet worden, daß der pflichtvergessene Postbote endlich wieder zum Bewußtsein gekommen und an der Spitze einiger Leute auf der Suche nach der vermißten Posttasche wäre, so daß die Briefe jeden Augenblick da sein könnten. Man wartete jedoch, am Kamin lachend und schwatzend, eine gute Weile länger, aber endlich kam doch der alte Kellermeister mit den Briefen herein. Käthe bekam deren ein ganzes Paß, unter denen sie im Augenblick einen mit Dick's wohlbekannter Handschrift entdeckte. Nachdem sie ein paar Minuten gelesen hatte, wurde sie plötzlich todtentbläht und fast ohnmächtig. Sie jedoch ermannend, wie es einem braven Mädchen wie ihr zukam, gab sie irgend eine Entschuldigung wegen ihrer Entfernung vor und eilte in des alten Herrn Privatgemach, wohin, wie sie wußte, dieser gerade gegangen war. Sie schloß die Thür und sagte: „O Vater, lies das!“, indem sie des armen Dick herzbrechende Zeilen in seine Hände legte.

Der Squire las und athmete schwer.

„Lieber Gott! Mein armer Junge! Mein armer Junge! Was ist da zu thun? Wenn ich es nur gewußt hätte!“

Vater und Tochter standen eine Weile überwältigt, wie es schien, von dem starken Gefühl der Machtlosigkeit, das Unglück zu verhüten, das augenscheinlich in dem Briefe düster angedeutet war. Plötzlich kam Beiden der gleiche Gedanke und sie sahen nach der Uhr.

„O Vater,“ rief Käthe, „können wir nicht die Nachtpost in Knockrath anhalten? Sie würden es Deinetwegen thun!“

„Gott helfe uns!“ sagte der Squire. „Die Post geht fünf Minuten vor zwei Uhr und es ist schon mehr als halb! Aber,“ fügte er nach einer Pause hinzu, „es ist doch eine Hoffnung!“ Er öffnete die Thür und ging, von Käthe gefolgt, sogleich in die Küche.

„Schnell,“ sagte der Squire zu den Dienern, welche alle sehr lustig waren, „hole einer von euch Jim Cassidy!“

In einer Minute kam Jim herein, ein hübscher Repräsentant eines jungen Irlands, der Bereiter und Perdezüchter des Gutes, der des Squires Farben bei mehr als einem Pferderennen als Sieger getragen hatte.

„Jim,“ sagte sein Herr, „ich wünsche, daß Du so schnell als möglich nach Knockrath reitest und dem Postvorsteher von mir sagst, er möchte die nächste Post ein paar Minuten aufhalten. Wir werden gleich nach Dir ankommen. Tummle Dich! Du hast fast zwei Meilen zu reiten und kaum zwanzig Minuten Zeit dazu. Nimm ‚Saucy Kate‘, sie ist wohl die leichtfüßigste!“

„Ist es das Rennpferd?“ fragte Jim in einem nichts weniger als befriedigten Tone an, als Käthe sagte:

„O Jim, es ist für mich, bitte, reite schnell!“

„Für Sie, Miß!“ schrie Jim. „Dan, wahrhaftig, wegn die graue Stute nicht fliegt wie der Wind, sollen Sie sagen, daß ich kein Reiter bin!“

In ein oder zwei Minuten war die graue Stute an der Hintertür und Jim gestieft und gespornt und im Sattel; dann war er, von den guten Wünschen Aller begleitet, fort, das Pferd in einem gleichmäßigen kurzen Galopp die Allee hinunterlenkend. Wieder nach einigen Sekunden war er aus dem Thor und die Lauscher konnten an den schnellen Hufschlägen merken, daß Jim die „Saucy Kate“ in einer Weise nach Knockrath jagte, wie wenige Männer es auf dem dunklen Wege in einer so stürmischen

Nacht gewagt haben würden. In einer fast unglaublich kurzen Zeit — obgleich sie Käthe lang genug erschien — war der Postpaß vorgeritten und Käthe, bis über die Ohren in Pelze gehüllt und mit einem Jagdmantel ihres Vaters zugebedeckt, saß darin, und einen Augenblick später fuhr der Squire davon, als ob er dächte, Jim auf dem grauen Rennpferd zu überholen.

Es genüge, zu sagen, daß Jim seine Aufgabe wie ein Mann löste. Er kam gerade zu rechter Zeit, um die Signale zum Anhalten des Zuges geben zu lassen, worauf sich dieser nach wenigen Minuten Verzögerung nach Dublin zu in Bewegung setzte, Käthe und den Squire zu ihrem Liebeswerke mit sich fortführend.

Während sie so schnell, als der Dampf sie bringen kann, zu ihm eilen, laßt uns unser Erzählerprivilegium gebrauchen und schneller noch in des armen Dick freudlose Kammer fliegen. Da lag er, friedlich schlafend, achlos der bitteren Kälte und des schnell erlöschenden Feuers, achlos des Jammers von gestern, achlos auch des gewissen Erwachens zu dem morgigen Elend. So schwand Stunde um Stunde der Nacht dahin. Jetzt ist es fünf Uhr, die Universitätschore werden geöffnet, um die Diener einzulassen, die sich tummeln und einen schwachen Schein von Leben in das düstere Biered bringen. Und wieder verriecht eine Stunde und Dick schläft noch immer; der Zug hat Dublin erreicht und Käthe und ihr Vater eilen durch die dämmrigen Straßen zu ihm.

Nach und nach ist unter der segensreichen Macht des Schlafes das kummervolle Aussehen von des Jünglings Gesicht verschwunden, und jetzt, da er dem Erwachen nahe ist, fängt er an zu träumen. Er träumt, daß er zum Weihnachtsfest nach Hause geht, wie er es sonst that. Er kommt hinaus zu der wohlbekannten Stelle; da ist der alte Tom Ryan, der mit dem Hundewagen auf ihn wartet. Nun sitzt er darauf und hat die Zügel in der Hand und sie machen sich davon, den alten Weg nach Allentown entlang, und Tom setzt ihm auseinander, daß „Miß Käthe“ ihm entgegengekommen sein würde, jedoch so viele Leute an ihrem Geburtstage zu unterhalten hätte; aber gewiß, er würde zur Frühstückszeit zu Hause sein. Und nun ist er mit der Schnelligkeit des Traumes innerhalb der Thore von Allentown und eilt die Allee hinauf. Noch einen Augenblick und er ist in der Vorhalle und da sind sein Vater und Käthe. — Aber was ist das? Der Schläfer ist sich dunkel einer Lücke in seinem Traume bewußt; dann kommt ein Moment nutzloser, verwirrender Anstrengung, um zu erwachen, und dann, nachdem er sich abgemüht hat, sich aufzurichten, findet er seine Hand von der seines Vaters umschlossen und hört die wohlbekannte Stimme sagen: „Mein armer Dick! Mein armer Dick!“ Und dann kommt ihm eine verummante Gestalt zu Gesicht, und ehe er noch ganz wach ist, liegt er in Käthe's Armen. Als er vollständig munter war und sich den ganzen Hergang vergegenwärtigte, brach er matt zusammen und in Thränen aus, und es war eine sonderbare Heiserkeit in des alten Herrn Stimme — er hatte die Opiumflasche auf dem Tische gesehen — als er sagte:

„Dick, alter Junge, wir sind Beide zu hastig gewesen, aber wir wollen nicht mehr darüber sprechen. Komm schnell! Es wird gerade Zeit sein, um bei Gresham Kaffee zu trinken, und dann wollen wir den Halbneumhrzug benutzen und zum zweiten Frühstück zu Hause sein.“

Und nun kam Dick zur rechten Zeit zum Frühstück und verlebte ein schönes, fröhliches Christfest, und wir haben niemals gehört, daß sich Miß Käthe erkältet oder andere Leiden von ihrer mitternächtigen Reise nach Dublin davongetragen hätte.

Das Erdbeben zu Agram.

(Bilder S. 224 u. 232.)

Wir haben auf dem Umschlag des vorigen neunten Heftes eine ausführliche Schilderung des Erdbebens, von dem Agram am 11. November dieses Jahres heimgesucht worden, gegeben. Wir wollen hier zu den Bildern: eine Ansicht der Domkirche und des Kapitels von Agram, zugleich die Lage der Stadt am Gebirge kennzeichnend, und einer schauerlichen Szene einer eingestürzten Gasse — in der Kürze die Haupterscheinungen des Erdbebens wiederholen. Das Erdbeben, welches in der Früh 7 Uhr 34 Minuten 15 Sekunden stattfand, war von einer in den binnenländischen Gegenden kaum je dagewesenen Stärke und Gewalt. Die ganze Stadt wurde in ihren Grundfesten erschüttert. Im Anfange war die Bewegung wirbelförmig drehend, und diesen Schwankungen folgten starke Stöße in der Richtung von Nordnordost gegen Südwest. Die Dauer des Erdbebens betrug 10 Sekunden. Es hätte nur noch eines oder zweier Stöße von der Heftigkeit des letzten bedurft, und über Agram wäre eine fürchterliche Katastrophe herein gebrochen. Schon nach dem ersten Stoße hüllte sich die ganze Stadt in eine Staubwolke; Schornsteine, Feuermauern, Giebel u. s. w. stürzten ein, schlugen Dächer durch und bedeckten die Gassen mit Schutt. Das dumpfe Dröhnen und Rollen im Innern der Erde wurde von dem Krachen und Brachen des stürzenden Mauerwerks, von dem Angst- und Hilfeschrei der in Todesangst schwebenden Bewohner überdönt. Mit jeder Schwankung des Bodens nahm die Verwüstung zu. Etwa fünf Minuten nach dem ersten Erdbeben folgte ein zweites und um 8 Uhr 27 Minuten 55 Sekunden ein drittes, beide jedoch von kurzer Dauer und geringerer Heftigkeit. In der Oberstadt stürzte von der Markuskirche der obere Theil der westlichen Giebelwand ein, zerstörte das Gerüst bei den Portalen und verlegte vier auf demselben beschäftigte Arbeiter schwer. Gegen fünfhundert Häuser sind schwer beschädigt. (Schluß folgt.)

Fluchbeladen.

Roman nach **Emile Zola**

von **Emile Jacano.**

Mit Autorrecht für die deutsche Sprache.

(Fortsetzung.)

13.

In Paris angekommen, war die erste Sorge des Grafen, seinen Hund fortzugeben, der ihm jetzt nichts mehr nützen konnte. Dann beschäftigte er sich mit der Vorbereitung zu seiner Abreise. Germain und das Kind hatte er in Montargis gelassen. Er blieb dort acht Tage hindurch bei wackeren Leuten seiner Bekanntschaft, welche dem Kinde alle Pflege angedeihen ließen. Er hatte ihnen gesagt, daß es das Kind seiner Schwester sei, welche, von einem schlechten Menschen betrogen, bei der Geburt desselben in einem Dörfchen in der Nähe von Remours gestorben sei.

Als Germain glaubte, daß der Kleine kräftig genug sei, um eine Reise ertragen zu können, mietete er eines Abends den ganzen Stellwagen, welcher nach Rheims fährt, und begab sich mit dem Kinde dorthin.

Von Rheims aus fuhr er in einem Miethwagen nach Chevrigny zu Marianne Sudre. Was zwischen dieser und Germain vorfiel, wissen wir.

Einen Tag darauf war er wieder in Paris. Was die Rente anbetrifft, so wurde Alles so geordnet, wie der Graf es gesagt hat. Für das Schicksal der Wittve Sudre und, so weit es möglich war, des kleinen Leon war gesorgt.

Der Graf verließ Paris, ohne irgend Jemandem zu sagen, wohin er gehe. Nicht einmal dem Portier seines Palais. Alle seine Diener folgten ihm, mit Ausnahme Firmin's, welcher das Dienen aufgab. Mariette schrieb ihm, sie könne nicht länger in d'Arfeuille bleiben, und so werde sie nach Paris gehen, wo sie einander heirathen könnten.

Herr von Buffières, der von der Gesellschaft gänzlich vergessen werden wollte, und in der Fremde den Frieden wiederzufinden hoffte, den das Unglück und sein Gewissen ihm geraubt hatten, wollte einige Jahre ausbleiben.

Er zog in die Schweiz, an den Genfer See; dort hatte er in der Nähe von Lausanne ein Haus gemiethet, welches er mit seinem Kinde, der Amme und seinen drei Bedienten bezog.

In seiner Einsamkeit lebte der Graf nur noch für seinen Sohn. Die Erziehung des jungen Vicomte war leider eine durch und durch verfehlte. Nie wurde ein Kind ungeschickter behandelt und systematischer verzogen. Die schlimmen Neigungen und die Fehler der Kindheit entwickelten sich so bei ihm sehr rasch, und wurden von dem ihn blind vergötternden Vater nicht unterdrückt.

Als derselbe viele Jahre später die traurigen Folgen seiner Schwäche erkannte, war es nicht mehr Zeit, dem Uebel abzuhelfen.

Um sich nicht von ihm trennen zu müssen, gab er ihm mit zehn Jahren einen Hofmeister, neben mehreren anderen Lehrern.

Hofmeister und Lehrer wurden die Sündenböcke und Sklaven des jungen Wildfanges, welcher in ihnen nur Feinde sah. Sie hatten weder das Recht, ihn zu strafen, noch ihn zu tadeln. Er warf ihnen Hefte und Bücher an den Kopf, ohne daß sie ihm ein strenges Wort darüber sagen durften.

Der Graf mußte Lehrer und Hofmeister in Folge hiervon so oft wechseln, bis er zuletzt gar keine mehr fand. Und das war es, was der junge Herr gewollt hatte.

Wie man sich leicht denken kann, lernte er wenig oder gar nichts. Unwissend und dabei hochmüthig und eingebildet, mit allen Untugenden behaftet, die einen jungen Menschen unausstehlich machen, war er, als er das Mannesalter erreicht hatte, ein Taugenichts der schlimmsten Sorte.

Die Gräfin blieb am Leben. Nach einer siebenmonatlichen schweren Krankheit erklärten die Aerzte sie außer Gefahr.

Die Reconvalescenz dauerte noch länger als die Krankheit. Nach und nach kamen die Kräfte wieder zurück, aber der Schlag, der sie getroffen, hatte die traurigsten Nachwirkungen auf ihre geistigen Fähigkeiten.

Die Gräfin war nicht wahnsinnig, aber ein tiefer Nis ging durch ihr Gehirn. Sie hatte ihr Gedächtniß ganz und gar verloren.

Arme Mutter! Es war das fast ein Glück für sie.

So dachten auch die Aerzte. Aber ihre Pflicht ist, zu heilen. Ohne Rücksicht darauf, was die interessante Kranke von dem Tage an, wo sie das Gedächtniß wiederfände, zu leiden haben werde, verloren sie den Muth nicht, und nahmen alle Mittel der Wissenschaft in Anspruch, um die Heilung zu erzielen.

Und es gelang ihnen nach und nach. Eines Tages erkannte die Gräfin die ganze Wahrheit.

Sie brach in bitterliches Weinen aus. Ihr Schmerz war grenzenlos. Aber die Aerzte triumphirten; ihre Kranke war geheilt.

Die Gräfin theilte den Glauben Aller. Man erzählte ihr mehrere Beispiele von ähnlichen Fällen. Einige Jahre

vorher hatte ein Wolf in einem Dörfchen der Charente ein einjähriges Kind aus der Wiege geraubt.

Sie erfuhr jetzt auch, daß der Graf Paris, wahrscheinlich Frankreich verlassen habe, und daß man nicht wisse, wo er sich aufhalte. Die unglückliche Frau hatte keine Hoffnung mehr auf Erden. Sie flüchtete sich in das Gebet und in's Wohlthun. Sie beschloß, ihre gesammelten Einkünfte auf gute Werke zu verwenden, und fing an, Schulen zu gründen, Kirchen zu beschenken und alle Armen zu unterstützen.

Vorzüglich an Kindern that sie Gutes. Sie wurde ihre Beschützerin, ihre Mutter, ihre Vorsehung.

Und während die Gräfin ihr Leben so der Erleichterung und dem Glücke ihrer Nächsten widmete, durchstrich der Graf mit seinem Sohne Europa.

Der Vicomte Gontran zählte zwanzig Jahre, als sie nach Paris zurückkamen, wo der getreue Germain sie erwartete, welcher das Faktotum seines Herrn geworden war.

Das alte Palais, welches so lange Zeit hindurch geschlossen geblieben war, wurde nun plötzlich so laut und fröhlich wie nie zuvor.

Der Herr Vicomte Gontran, dem sein Vater nichts abschlagen konnte, hatte seine eigene Einrichtung, seine eigenen Leute, Wagen und Pferde.

Herr von Buffières hatte seit achtzehn Jahren bedeutende Ersparnisse gemacht — ungefähr fünfzehnhunderttausend Franken; er hatte den unglücklichen Einfall, dieses Vermögen seinem Sohne zu schenken. Der Vicomte, reich und frei geworden, stürzte sich mit geschlossenen Augen in die gefährlichen Untiefen von Paris.

Bald machte er Aufsehen durch sein unordentliches, zügelloses, wüthes Leben. Er hatte alle Laster, zumieist aber Hochmuth und Selbststolz. Er bedachte nicht, daß Alles, was er war und besaß, nur ein Geschenk seines Vaters war, und hatte weder Dankbarkeit noch Ehrfurcht vor ihm. Herr von Buffières glaubte nun, ihm endlich einmal ernstere Ermahnungen geben zu müssen. Aber es war zu spät! Der Herr Vicomte hörte ihn geduldig an, und am nächsten Tage trieb er es toller als je. Als der Vater seine Vorstellungen wiederholte, warf der freche Junge die Maske ab und lachte ihm in's Gesicht, und war unverschämt genug, ihm selber seine thörichte Schwäche vorzuwerfen.

„Ich mache, was mir gefällt. Wenn ich unrecht thue, so bist Du selber Schuld daran. Ich dulde von Niemandem eine Ermahnung!“

Der Graf zitterte vor Zorn, und vermochte nur zu sagen, indem er seinem Sohne die Thüre wies: „Gehe mir aus den Augen!“

Der Graf war in's Herz getroffen. Ein Dolchstich hätte ihm nicht so weh gethan. Je mehr aber seine alberne Liebe für den Sohn abnahm, desto lauter wurden auch seine Gewissensbisse bis zu dem Tage, wo sie unbarmherzig sein Herz zu beherrschen und zu zerfleischen begannen. Er hatte seinem Sohne Alles geopfert. Um seines Sohnes willen hatte er sein Herz und seine Seele jedem andern Gefühle verschlossen, er hatte sich herabgelassen, eine unwürdige Rolle zu spielen, er war sogar vor einem Verbrechen nicht zurückgeschreckt.

Um ihn zu strafen, bediente sich Gott dieses Sohnes. Er hatte sich diesem Sohne ganz geweiht, er hatte ihn geliebt, mit krankhafter Härtlichkeit, mit Raserei, und dieser Sohn hatte für ihn weder Dankbarkeit, noch Zuneigung, noch Achtung, dieser Sohn liebte ihn nicht! . . .

Der Graf hatte eine Strafe verdient. Aber gezüchtigt zu werden von der Hand seines Kindes, das war ein unerträglicher Schmerz!

Noch gab es mehrere heftige Szenen zwischen den Beiden, in Folge deren der Vicomte das Palais der Rue Bellechasse verließ und sich ganz von seinem Vater trennte.

Was der Graf zu leiden hatte, bis er dahin kam, seinen Sohn nicht mehr zu lieben, was er besonders nachher zu leiden hatte, wer vermöchte es zu beschreiben? Es war entsetzlich!

Enttäuscht von Seite seines Sohnes, und ganz gebrochenen Herzens, warf er einen scheuen Blick auf die Vergangenheit. Jetzt erst fühlte er Scham über das, was er begangen; er schauderte vor sich selber. Er sah Alles klar ein: seine Thorheit, sein Unrecht, und brennende Gewissensbisse vermehrten noch seine Qualen.

Er wollte erfahren, was in d'Arfeuille vorging. Germain konnte ihm darüber die beste Auskunft geben; er erzählte ihm die Geschichte der Gräfin von dem Augenblicke an, wo man ihr das Kind entriß. Das Leben einer Märtyrin und einer Heiligen.

Ernstere Zweifel an der Schuld der Gräfin stiegen jetzt in dem Geiste des Grafen auf, und diese Zweifel quälten ihn mehr als alles Andere.

Da kam ihm der rechtschaffene Gedanke, der Gräfin das geraubte Kind wiederzugeben. Er gehorchte einer inneren Stimme, die ihm zurief: „Wenn Du willst, daß Gott sich Deiner erbarme, so mache das Unrecht wieder gut, das Du begangen hast!“

Er hatte oft an dieses zweite Kind, das Opfer seiner Verirrung und seiner Grausamkeit, gedacht. Da er aber Germain strengstens unterjagt hatte, den Namen desselben zu erwähnen, so wußte er gar nicht, was aus ihm geworden sei.

Eines Tages befragte er den Diener.

Schon nach den ersten Worten erbleichte derselbe, stieß

einen Seufzer aus und senkte das Haupt. Der Graf begriff, daß es hier ein neues Unglück gebe. Er wollte Alles wissen.

Germain erzählte ihm nun, daß Marianne Sudre, welcher er das Kind anvertraut hatte, schon seit länger als zwei Jahren todt, und daß der Sohn der Gräfin um dieselbe Zeit verschwunden sei.

„Ich habe mich in Chevrigny erkundigt,“ fuhr Germain fort, „habe aber nur wenig erfahren können. Herr Leon hat sich, kurze Zeit vor dem Tode der alten Frau, auf eine Reise begeben, und man hat seitdem nichts mehr von ihm erfahren. Alle glauben, er müsse todt sein, sonst wäre er sicher in eine Gegend zurückgekommen, wo Alles ihn lieb hatte. Und ich glaube wie die Leute; denn seit zwei Jahren ist die Rente bei dem Advokaten unberührt geblieben. Eine alte Bäuerin Namens Violet hatte wohl seine Adresse in der Fremde gewußt, da sie ihm den Tod der alten Marianne zu melden hatte; sie hat dieselbe aber gänzlich vergessen. Es ist nur zu sicher, der arme junge Herr ist todt.“

Der Graf war vernichtet. Es traf ihn Schlag auf Schlag.

Immer wieder kam ihm jetzt der Gedanke, daß das Kind, das er so grausam geopfert, das seinige sei.

Nach den schrecklichen Leiden der Eifersucht fühlte er endlich die Leiden der Reue.

Der Unglückliche hatte kein Kind mehr, keine Familie, keine Freunde; er fand sich allein, ohne Tröster, ohne Halt, den fürchterlichsten Selbstvorwürfen zur Beute gegeben. Der Gedanke des Selbstmordes trat an ihn heran. Aber ein Gedanke an Gott verschreckte denselben wieder.

Er wollte nun versuchen, sich selber zu entziehen.

Er bevollmächtigte Germain, sein Vermögen zu verwalten, und verließ Frankreich.

Er irrte durch alle Welttheile. In Cayenne traf er mit Jean Renaud zusammen, dem Helden des Edelmuthes, dessen Belohnung der Graf übernehmen durfte.

Wie gut ist Gott auf seinen dunklen Wegen!

14.

Ein zwölfjähriges Kind führte ein blindes Weib. Sie schritten durch das Dorf d'Arfeuille. Sie schlugen den Weg gegen das Schloß ein.

Ihrer reinen Wäsche und netten bäuerlichen Kleidung nach war das Weib keine Bettlerin. Auch das Kind war anständig gekleidet.

Das Weib trug eine schwarze Haube, die ihr den ganzen Kopf einhüllte. Eine schwarze Seidenbinde lag um Stirn und Augen; diese Binde diente dazu, eine gefährliche Wunde oder eine häßliche Narbe zu verbergen.

Die Blinde und ihr Führer waren am Schlosse angekommen. Das Kind läutete am kleinen Thore.

Gleich darauf wurde dasselbe von einem Frauenzimmer geöffnet.

„Was wünschen Sie?“ fragte sie freundlich. — „Ich möchte gern die Frau Gräfin sprechen,“ sagte die Blinde. — „Wenn Sie eine Unterstützung wollen, führe ich Sie zur Schwester Regina, welche die Frau Gräfin vertritt.“ — „Nein, nein!“ sagte die Blinde lebhaft. „Ich verlange keine Unterstützung, sondern eine Gnade, welche die Frau Gräfin allein mir gewähren kann.“ — „Das ist etwas Anderes,“ sagte das Frauenzimmer. „Treten Sie ein und sehen Sie sich auf diese Bank daher. Ich will fragen, ob die Frau Gräfin Sie empfangen will.“

Das Frauenzimmer entfernte sich rasch, und kam schon nach einigen Minuten wieder zurück mit den Worten: „Die Frau Gräfin erwartet Sie, folgen Sie mir.“

Die Blinde und das Kind wurden in einen großen Salon eingeführt, welcher schwarz tapeziert war, und in welchem sämmtliche Möbel dieselbe Farbe trugen. Im Hintergrunde des Salons hing ein großes Kreuzifix aus Ebenholz mit einem Christus aus Eisenbein. Darunter befand sich ein Bestuhl, ebenfalls aus Ebenholz. Inmitten dieses Trauergemachtes stand Frau von Buffières in Wittventrauer.

Das bleiche Gesicht der Gräfin und der eisenbeinerne Christus traten grell aus dem Schwarz der Gegenstände heraus.

Auf ein Zeichen der Gräfin entfernte sich die Dienerin.

Jetzt näherte sich die Dame der Blinden, ergriff ihre Hand und sagte gütig: „Sie sind von einem schweren Unglück betroffen. Aber beruhigen Sie sich, zittern Sie nicht so; alle Unglücklichen gehören zu meiner Familie. Kommen Sie, sehen Sie sich da zu mir, meine Schwester, und sagen Sie mir, was die Gräfin von Buffières für Sie thun kann.“ — „Wenn die Frau Gräfin von Buffières meine ganze Unwürdigkeit kennen wird,“ entgegnete die Blinde mit schmerzlicher Stimme, „wird sie mich mit Korn und Verachtung von sich stoßen, und dennoch bin ich hier, um ihre Vergebung anzuflehen.“ — „Mein Gott, was soll das heißen?“

Die Blinde fiel auf die Kniee und faltete schluchzend die Hände.

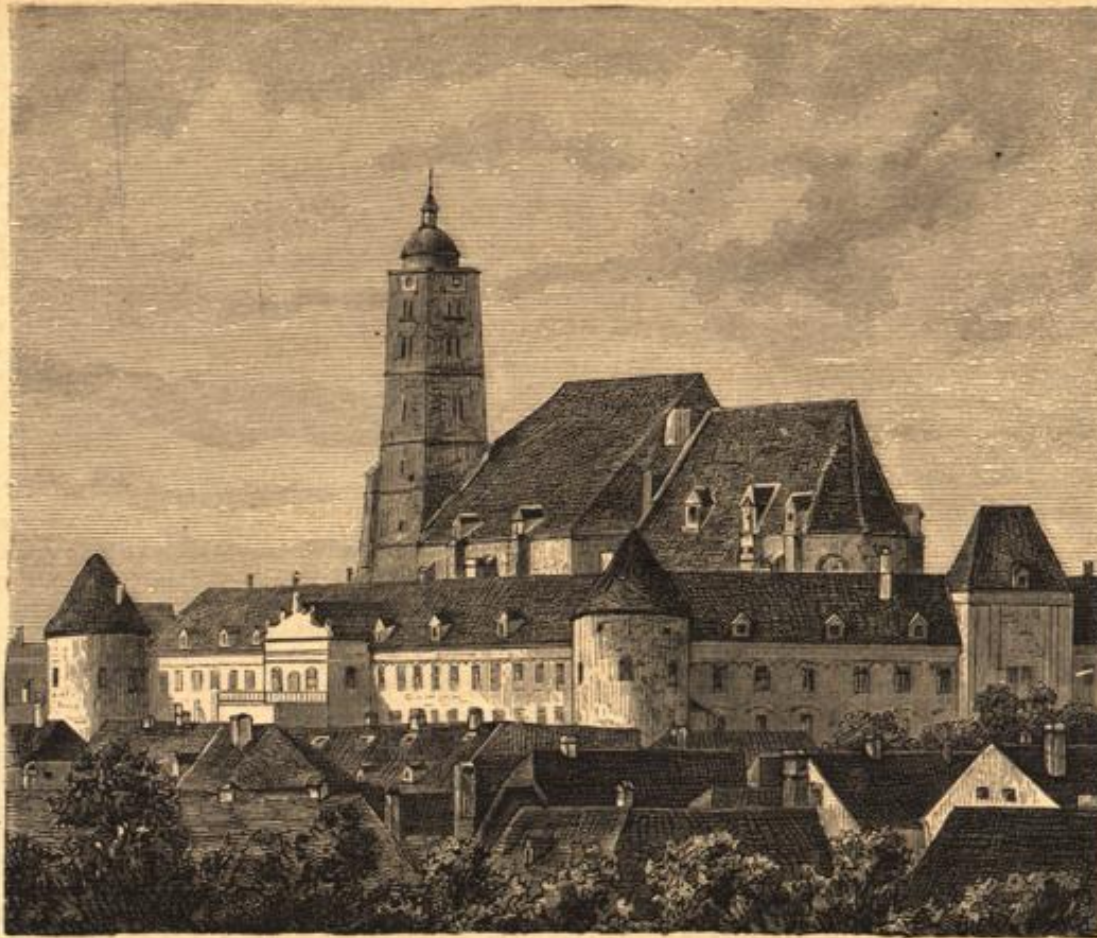
Die Gräfin, überrascht und lebhaft bewegt, wollte sie aufheben.

Aber die Fremde rief in höchster Erregtheit: „Nein! Nein! Dieß ist mein Platz, denn ich bin eine Glende. O, Frau Gräfin, Frau Gräfin, haben Sie Erbarmen, verzeihen Sie mir! o, verzeihen Sie mir!“ — „Aber wer sind Sie denn? Und was habe ich Ihnen zu verzeihen?“

— „Ich bin ein nichtswürdiges Geschöpf, und Sie haben mir ein gräßliches Verbrechen zu verzeihen!“ — „Unglückliche, Sie sprechen im Delirium... Sie erschrecken mich... Ich suche vergebens in meinen Erinnerungen... Nein, ich kenne Sie nicht!...“ — „Die Frau Gräfin wird mich sogleich erkennen, wenn ich ihr meinen Namen nenne. Zuerst aber hören Sie, wie Gott Sie gerächt hat an einer Glenden, die Sie verräth. Denn Gott ist es, der Gott der Gerechtigkeit, der strafende Gott, der mich getroffen und gestraft hat... Blind! Blind!... Sein Blitz hat mich getroffen, das Feuer des Himmels hat mir die Haare und die Haut meines Kopfes verzehrt, hat meine Stirn verbrannt und das Licht meines Auges verlöscht für immer!... In Asche hätte ich verwandelt werden sollen. Aber Gott hat das nicht gewollt, die Strafe wäre zu gelinde gewesen. Er hat mich verdammt, weiterzuleben mit der Erinnerung an meine Abscheulichkeit, mit der Reue über mein Verbrechen. Eine Nacht ohne Ende umgibt mich; aber selbst in dieser schwärzesten Nacht steht das Bild meiner Unthat grell und deutlich vor mir!“

Die Gräfin hörte ihr schauernd zu. Sie wußte nicht, was sie denken sollte.

Die Blinde aber fuhr fort: „Ich wohne weit von hier, in der Gegend von Soissons. Mit diesem meinem Knaben bin ich hergewandert, um Ihre Vergebung zu erhalten, Frau Gräfin. Sie sind ja so gut, so sanft, so edel, daß ich dachte, der Zustand, in welchem ich mich befinde, werde Sie milder stimmen, und Sie würden nicht taub sein gegen die Bitte einer Verzweifelten!“ — „Ich verstehe nichts



Agram. Domkirche und Domkapitel. Nach einer Skizze von Theodor Breidwiser. (S. 222.)

von all' dem, was Sie sagen,“ entgegnete die Gräfin mit bebender Stimme. „Im Namen des Himmels, erklären Sie sich, sagen Sie mir, wer Sie sind.“ — „Ich hatte einst die Ehre, in den Diensten der Frau Gräfin zu sein,“ entgegnete die Blinde. „Die Frau Gräfin nannte mich Mariette.“ — „Mariette? Sie sind es!“ rief Frau von Buffières. „Ist es möglich?“ — „Ja!“ stammelte die Blinde. „Ich bin die Unwürdige, die Sie mit Ihrem

sind die größte Schuldige. Verzeiht Ihnen!“

Die Blinde und ihr Kind verbrachten die Nacht auf dem Schlosse.

Die Gräfin errieth nun Alles; sie begriff, unter welchen finstern Gedanken ihr Gatte gehandelt hatte, und bereute nun, ihn nicht gleich anfangs von ihrer Schuldlosigkeit überzeugt zu haben.

Vertrauen beehrten, und die Sie zum Dank dafür schändlich verrathen hat!“

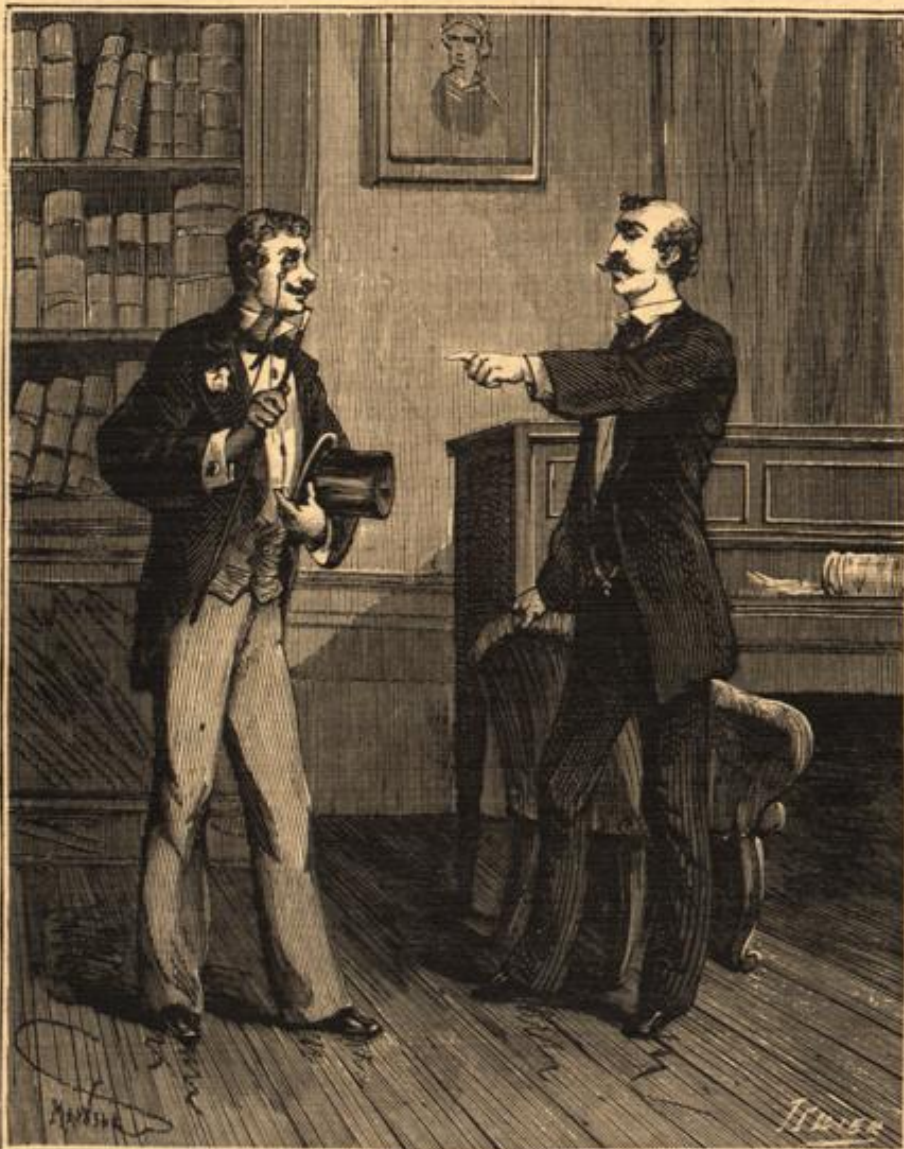
Die Gräfin murmelte außer sich: „Mein Gott, mein Gott, was soll das heißen?!“ Dann fuhr sie fort: „Sie bitten mich um Verzeihung? Wohlta, ich verzeihe Ihnen gern, aber ich muß wissen, was? Sie haben mich verrathen? Aber weshalb? Warum? Sprechen Sie! Was haben Sie mir Böses gethan?“

Nun beichtete Mariette schluchzend, klagend, stehend die ganze verruchte Verschwörung gegen das Kind.

Die Gräfin war wie aus den Wolken gefallen. Auch sie fiel auf die Kniee und streckte die zitternden Hände zum Himmel empor.

Ihr Kind, das sie so lange beweint hatte, war ihr also geraubt worden!... Was hatte man damit angefangen? Was war aus ihm geworden?... Ihre Thränen stießen, ihr Auge strahlte, und sie sagte aus vollem Herzen: „Arme Mariette! Ich bedaure Sie! Wäre Ihr Vergehen auch noch größer, ich könnte Ihnen heute, wo die Reue eingezogen ist in Ihre Seele, keine Vorwürfe machen!... Sie haben mir einen neuen und großen Schmerz gebracht, zugleich aber eine strahlende Hoffnung. Stehen Sie auf, Mariette, stehen Sie auf. Nicht Sie

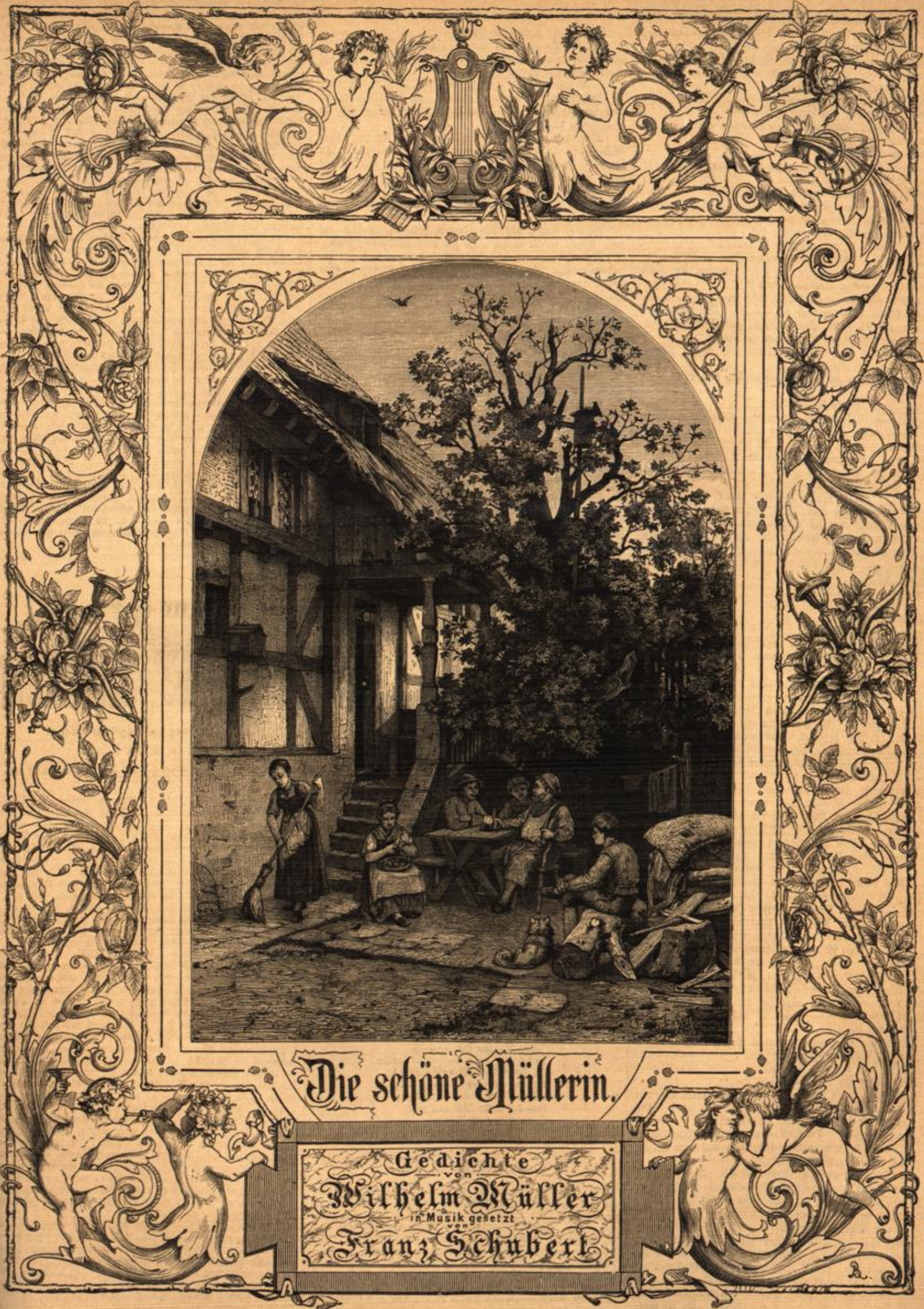
Die Gräfin von Buffières



Fluchbeladen. „Geh' mir aus den Augen!“ rief der Graf. (S. 223.)



Fluchbeladen. Die Blinde fiel auf die Kniee und faltete schluchzend die Hände. (S. 223.)



Die schöne Müllerin.

Gedichte
 von
 Wilhelm Müller
 in Musik gesetzt
 von
 Franz Schubert

Am folgenden Tage, nachdem Mariette das Schloß verlassen hatte, begab sich die Gräfin nach Paris. Sie hatte den Brief Lucien's und das Billet des alten Luranne, diese beiden Beweise ihrer Unschuld, bei sich.

Mit welchen Gefühlen sah sie das Thor des alten Palais vor sich aufgehen, des Hauses, das sie nimmer wieder zu betreten geglaubt hatte.

Sie fragte den Portier, einen ihr fremden Mann: „Ist der Herr Graf von Bussières in Paris?“

Der Portier antwortete: „Der Herr Graf ist seit einem Jahre auf Reisen.“

Die Gräfin erbleichte und wankte. „So ist also Niemand da, mit dem ich sprechen könnte?“

fragte sie mit erstickter Stimme. — „Niemand als Herr Germain, der Intendant des Herrn Grafen.“ — „Ah! Germain! Germain!“ machte die Gräfin. „Ich will Herrn Germain sehen.“ — „Ihr Name, gnädige Frau?“ — „Ich bin die Gräfin von Bussières.“

Der Portier meinte umfallen zu müssen.

Die Gräfin setzte hinzu: „Gehen Sie, mein Freund, fragen Sie den Intendanten des Herrn Grafen, ob er die Gattin seines Herrn empfangen will.“

Der Portier lief wie närrisch über den Hof, und die Gräfin schritt langsam nach der Treppe. Sie hatte eben den Fuß auf die erste Stufe gesetzt, als Germain barhäuptig, mit unzähligen Büdlingen herbeieilte.

Die Gräfin ging an ihm vorbei und sagte: „Kommen Sie.“

Germain folgte ihr in ehrfürchtvoller und demüthiger Haltung.

Sie traten in den Salon.

„Germain,“ sagte die Dame mit bebender Stimme, „ich wußte nicht, daß Ihr Herr verreist sei. Ich hatte ihn sprechen wollen. Aber vielleicht können Sie mir Auskunft geben. Sie wissen ja, was im Schlosse d'Arfeuille vorgefallen ist, Sie waren ja der Helfershelfer des Grafen bei der Entführung meines Kindes.“

Der alte Diener prallte erschrocken zurück.

Die Gräfin fuhr fort: „Ich selber habe erst gestern Alles erfahren; aber ich vergesse und vergebe — unter einer Bedingung: Sie werden mir auf der Stelle sagen, was man mit meinem Kinde angefangen hat, Sie werden mir sagen, wo es sich befindet. Geben Sie mir meinen Sohn zurück!“

Germain stöhnte auf.

„O Gott, o Gott!“ murmelte er. „Du hast mich zu lange leben lassen!“ — „Ich warte, Germain, ich warte!“

— „Ach! Ich kann Ihnen leider nichts sagen!“

Sie sagte heftig den Arm des Dieners.

„Und warum nicht? Antworten Sie! Warum?“ rief sie. — „Ich bin in Verzweiflung, Frau Gräfin!“

— „Das Alles sagt mir nicht, wo mein Kind ist! Germain, ich flehe Sie an, und wenn die Bitte einer Mutter keinen Werth hat für Sie, so befehle ich Ihnen: geben Sie mir mein Kind zurück! Ich gehe nicht von der Stelle, ehe ich weiß, wo es sich befindet. Und wenn Sie bei Ihrem Schweigen beharren, gut, dann wende ich mich an die Gerichte. Ich will meinen Sohn wieder haben, ich will mein Kind, ich will mein Kind!“

— „Frau Gräfin, ich wage gar nicht, Ihnen zu sagen.“ — „Wagen Sie Alles, Germain; sprechen Sie, sprechen Sie!“

— „Wie Sie wissen, hat der Herr Graf sich über den Herrn Vicomte sehr zu beklagen.“ — „Ich habe erfahren, daß unser älterer Sohn sich seines Namens unwürdig gemacht hat. Die blinde Rärtlichkeit des Vaters war ihm verderblich. Aber der Andere, Germain, der Andere?“

— „Der Herr Graf wollte denselben schon längst zurückrufen, Frau Gräfin, ich schwöre es Ihnen! Ja, trostlos über den Unthun des Herrn Vicomte, hat er Ihnen Ihren Sohn wiedergeben wollen. Ach, er ist hart bestraft! Denn jetzt, jetzt . . . zweifelt er.“

— „An was, Germain?“ — „Ich kann das der Frau Gräfin nicht sagen . . . der Herr Graf hat geglaubt . . .“

— „Daß ich ihn betrogen habe, und daß dieses Kind . . .“

— „Leider, ja, Frau Gräfin.“

— „Ach! Dann muß er freilich leiden.“

— „Wie ein Verdammter.“

— „Warum aber hat er mir meinen Sohn nicht wiedergegeben?“

— „Weil er nicht weiß, was aus ihm geworden ist.“

Die Gräfin stieß einen gellenden Schrei aus.

„Todi! Todi!“ stöhnte sie heiser.

Und sie sank in einen Fauteuil.

Germain senfte und senfte das Haupt.

Nach einer Pause fuhr die Gräfin mit erstickter Stimme fort: „Germain, wollen Sie mich nicht täuschen? Ach, nein, nein, Sie sagen mir nicht die Wahrheit!“

— „Leider ist es nur zu wahr. Trotz allen meinen Bemühungen ist es mir nicht gelungen, zu entdecken, was aus dem Sohne der Frau Gräfin geworden ist.“

Die Gräfin brach in Thränen aus und rief: „Mir ist, als habe ich ihn zum zweiten Male verloren! O Germain, erzählen Sie mir Alles, was Sie über das Leben und den Tod meines armen Knaben wissen.“

Der alte Diener gehorchte.

Einige Stunden später verließ die Gräfin Paris, wo sie nichts mehr zu thun hatte. Ehe sie aber nach d'Arfeuille zurückkehrte, begab sie sich nach Chevigny. Dort suchte sie die alte Biolet auf und andere ältere Leute. Alle ergossen sich in Lobpreisungen Dessen, den man Herr Leon genannt hatte, aber Alle fügten auch hinzu: „Er ist sicher todt; denn sonst wäre er wiedergekommen.“

Und wieder vergingen Jahre. Die Gräfin hatte ihr Schloß nicht verlassen, und hatte ihren Gatten nicht wieder aufgesucht, der sich übrigens die meiste Zeit auf Reisen befand.

Von Zeit zu Zeit ließ sie sich Bericht erstatten über die Aufführung des Vicomte, welcher stets zügelloser wurde und immer tiefer sank. Der Unglückliche wälzte sich im Schlamm der Gemeinheit.

Manchmal war der Wüstling gezwungen, sich vor seinen Gläubigern in verurtheilten Schenken zu verbergen. In solchen Fällen zahlte dann der Intendant der Gräfin auf ihren Befehl die Schulden des Taugenichts, der darauf vor Neuem zum Vorschein kam, um toller, verschwenderischer und lasterhafter als je sich auf's Neue in namenlose Drogen zu stürzen.

Binnen sieben bis acht Jahren hatte die Gräfin auf diese Weise ihrem Sohn mehr als eine Million gegeben.

Der Vicomte errieth sicherlich den Namen dieser geheimnißvollen Ketterin aus dringendster Gefahr, ohne deren Hilfe er schon längst zum Selbstmord getrieben worden sein würde. Der Elende dachte aber nicht einen Augenblick daran, seiner Mutter zu danken oder sie zu besuchen.

Das junge Scheusal hatte kein Gefühl mehr, weder Dankbarkeit noch Scham. Er hatte nur noch die Instinkte des Thieres. Er liebte nicht einmal mehr sich selbst, und nur die niedrige Befriedigung der niedrigsten Leidenschaften machten ihn fühlen, daß er noch lebe.

Der Graf von Bussières war seit einigen Monaten wieder in Paris. Er hatte das Reisen aufgegeben. Ermüdet, gebrochen, wollte er im Vaterlande den Tod erwarten.

Eines Tages erhielt die Gräfin einen Brief. Die Unterschrift lautete: „Graf von Bussières.“

„Frau Gräfin!“ schrieb er. „Ich glaube Ihnen melden zu müssen, daß der Vicomte von Bussières, unser Sohn, zu leben aufgehört hat. Die Ausschweifungen haben ihn getödtet; er starb an seinem überlichen Leben, und glücklicherweise früh genug, ehe er noch den Namen seiner Ahnen unrettbar besetzte. Es ist traurig, aber wahr: dieser Tod ist kein Unglück. Ich habe durch die dritte Hand erfahren, was Sie in den letzten Jahren für ihn gethan haben, seit ich durch sein Betragen gezwungen war, ihn seinem Schicksale zu überlassen. Weder Ihnen noch mir ist es gelungen, ihn zu retten.“

„Sein Tod befreit ihn von sich selber. Er ist eine Lehre für Kinder und — für Väter. Er ist eine Gnade, die Gott uns erweist.“

Nachdem die Gräfin diesen Brief gelesen, schloß sie sich in ihren schwarzen Salon ein und brachte dort den ganzen Tag im Gebete zu.

Am nächsten Tage legte die Dienerschaft des Schloßes auf ihren Befehl Trauer an.

(Fortsetzung folgt.)

Die schöne Müllerin.

Sieder-Cyklus von Wilhelm Müller.

Am Seierabend.

(34b S. 225.)

Hätt' ich tausend Arme zu rühren! Könn' ich brausend Die Räder führen! Könn' ich wehen Durch alle Haine! Könn' ich drehen Alle Steine: Daß die schöne Müllerin Merkte meinen treuen Sinn!

Ach, wie ist mein Arm so schwach! Was ich hebe, was ich trage, Was ich schneide, was ich schlage, Jeder Knappe thut es nach. Und da sitz' ich in der großen Runde Zu der stillen, kühlen Feiertunde, Und der Meister spricht zu Allen: „Euer Werk hat mir gefallen;“ Und das liebe Mädchen sagt Allen eine gute Nacht.

Interessante Bücher.

Ein überaus geschmackvoll ausgestattetes Werk, das Vielen als prächtiges Geschenk willkommen sein dürfte, ist der bekannte Liedercyklus: „Die schöne Müllerin“ von W. Müller, komponirt von Franz Schubert, welchen die Verlagsbuchhandlung von Ed. Hallberger in Stuttgart jetzt illustriert herausgegeben. Wir haben es hier mit einer ganz eigenartigen Schöpfung zu thun, drei Künste haben sich bei diesem Buche vereinigt, um etwas ganz Neues zu liefern: die Dichtkunst, die Kunst des Malers und Zeichners und die Kunst des Tonsetzers. Die Müllerlieder mit ihrer echt deutschen, innigen, jarten Wald-, Liebes- und Wanderromantik sind bekannt, die märchenhaft schönen Kompositionen Schubert's zu diesen Gesängen weltberühmt; es erübrigt nur noch

der Zeichner A. Baumann und R. Schuster. Unser Bild S. 225 zeigt, wie die Künstler mit dem Stift bemüht gewesen, etwas dem Dichter und Komponisten Ebenbürtiges zu schaffen. Die Bilder zu den Liedern sind durchweg reizend, sinnig und spiegeln die Poesie des Waldes und lauschig gelegener Mühlen, wo die Liebe unter Linden und an rauschenden Bächen gleich dem Bergjägerweinstock blüht, in liebenswürdigen, herzerfreuender Zeichnungen wieder. Der Druck, auch der Noten, ist sauber und schön, die meisten Lieder noch mit allerliebsten Initialen und phantasievollen Arabesken versehen. Die Ausstattung dieser Lieder hat den Charakter eines feinen, geschmackvollen Prachtwerkes. Dieß Buch wird zu Damen-geschenken bevorzugt werden. — Dieß führt uns zu einer Veröffentlichung, die ausschließlich für unsere Frauenwelt bestimmt ist. Wir meinen die Muster altdeutscher Leinwanderei, welche die Verlagsbuchhandlung der „Rodewelt“ (Franz Lipperheide in Berlin) herausgegeben. Es sind jetzt drei derartige Sammlungen erschienen; die dritte, welche uns in hübsch kolorirter Mappe vorliegt, behandelt die Alphabete und Verzierungen hiesig. Die Kunst der farbigen Leinwanderei blühte vor fünfshundert Jahren. Man schmückte das Tischzeug und Bettgewand mit stylvollen, farbigen Verzierungen; dann verdrängte die Weißstickerei den bunten Schmuck der Leinen vollständig, und erst die neueste Zeit, welche so manche verschwundene schöne Kunstübung wieder aus dem Dunkel hervor-zog und zur Geltung brachte, hat sich jetzt der Leinwanderei be-mächtigt und zur Ueberrashung besonders des deutschen, englischen und französischen Publikums gezeigt, wie ganz ungeahnte Schätze in dieser Kunststickerei des Leinwandzuges liegen und welche Wirkung sich mit dieser verschollenen Kunst erzielen läßt. In Schweden, Rußland, Spanien ist das farbige Besticken der Leinen wie gänzlich aus dem Leben verschwunden; die österreichische Weltaus-stellung 1873 zeigte zur Verwunderung des Damenpublikums und auch der Kunstverständigen prachtvolle Leinwandstickereien aus Ruß-land und Schweden, und seit dieser Zeit hat diese Art Stickerei auch bei uns immer mehr Eingang gefunden und werden vortreffliche Arbeiten dieses Genres hervorgebracht. Das uns vorliegende Unternehmen besonders hat sich zum Ziel gesetzt, den Geschmack in Leinwandstickerei zu bilden durch Schaffung stylvoller, phantasie-reicher Muster, und wie dieß gelungen, zeigt vor Allem diese neue Sammlung. Sie besteht aus 25 Tafeln mit 27 Alphabeten (143 Mustern), wovon eine Doppeltafel mit 26 Anwendungen der Muster. Diese erläutern 32 Seiten Text mit 24 erklärenden Abbildungen (Anleitung zur Herstellen doppelseitiger Stulische). Die ersten beiden Sammlungen hat Julius Leising gesammelt, diese Alphabete die Redaktion der „Rodewelt“ zusammengestellt. Da der Preis der Mappe nicht hoch, die Ausstattung gefällig und das Werk für die Frauenwelt werthvoll ist, so sei es hiemit zur Geschenkzeit warm empfohlen.



Zur Fütterung der Vögel im Winter.

Von Dr. R. Th. Liebe.

(Aus der „Monatsschrift des deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt“.)

Es mehren sich von Jahr zu Jahr die Zeichen, daß sich der Sinn für einen vernünftigen Vogelschutz unter unserem Volke mehr und mehr befestigt. Sah man ehemals mit einem gewissen Neidgefühl nach dem Orient hinüber, wo der gläubige Moslem die im Koran gebotene Gastfreundschaft auch auf die Vögel aus-dehnt und die von der Keise erschöpften Thiere hegt und schirmt, so kann man jetzt mit Genugthuung auf eine ganze Reihe von Verböten und Vorschriften, von Pflanzungen und anderweitigen Einrichtungen hinweisen, die alle den Zweck haben, bei uns in Deutschland die Vögel zu schützen und zu mehren, oder wenigstens dem drohenden Rückgang einzelner Arten zu steuern. Unser Verein — wir dürfen es wohl aussprechen — steht unter den Fak-toren, die hiebei mitwirken, mit oben an und kann schon so manchen Erfolg verzeichnen. Aber wir dürfen es uns auf der andern Seite auch nicht verhehlen, daß wir mit unseren Be-strebungen doch nur am ersten Anfang stehen, und daß noch viel, sehr viel zu thun ist, daß namentlich auch Belehrung nach allen Seiten hin noth thut. Wenn z. B. in neuester Zeit der Bürger-meister der Stadt M. die Thürmsalkchen, welche die Thürme der Stadt zierten, wegschießen ließ, so kann man das doch nur durch Unwissenheit des Betreffenden erklären. Und ähnlicher Beispiele ungerechtfertigter Vertilgungswuth kann man leider nur zu viele aufzählen — natürlich bei Halb- und Nichtgebildeten mehr als bei wirklich Gebildeten. Hier können nur zweckmäßige und durch-führbare Gebote und Verbote, gutes Beispiel und Belehrung helfen. Und sie werden helfen: wir dürfen zuversichtlicher Hoff-nung sein, denn es ist, wie ich schon oben bemerkte, gegen sonst in dieser Beziehung schon besser geworden. Jetzt beim Beginn des Winters möchte ich die Aufmerksamkeit unserer Vereinsmitglieder auf die winterlichen Fütterplätze richten. Ich habe mich über-zeugt, daß jene Fütterungsstätten in der Mehrzahl der Fälle un-praktisch oder geradezu falsch angelegt und ausgestattet werden, und darum möge man mich entschuldigen, wenn ich von Neuem auf dieß Thema zurückkomme und, geküßt auf Erfahrungen und Beobachtungen, sowie auf einige Kenntniß vom Leben der Vögel, folgende kurze Sätze aufstelle.

Die Decklichkeit für die Fütterung muß so gewählt werden, daß sie mehrseitige Zuleitung hat. Solche Zuleitungen sind Baum-alleen, zusammenhängende Gärten, zusammenhängende Büsche, umbüschte Bachufer, Ufer mit Weiden- und Erleulturen, Wald-ränder, einigermaßen zusammenhängende Feldrainbetten. Die Vögel benötigen solche Straßen, wenn sie in rauher Jahreszeit durch die Gegend streichen, und es muß der Futterplatz an solchen Straßen angelegt sein, oder noch besser da, wo sich zwei oder mehrere derselben kreuzen. Allgemeine Futterplätze für alle untern

gefiederten Wintergäste sind ein Uebing; es sind vielmehr für die einzelnen Gruppen derselben besondere Plätze anzulegen; dadurch wird die Anlage von Futterplätzen nicht etwa erschwert, sondern vielmehr erleichtert, weil sich die Arbeit von selbst vertheilt und der Einzelne weit leichtere Mühe hat, wie sich aus Nachstehendem ergeben wird.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Uebertrumpft.

Ein Engländer erzählte einem Amerikaner: „Sie werden kaum glauben, in welcher merkwürdiger Weise ich zu meiner Frau gekommen bin. Ich unternahm einmal eine Sprichfahrt nach Konstantinopel und fuhr mit einem Boot dicht bei den Mauern des Serails vorüber. Pöblich wird ein Fenster geöffnet und ein schwerer Sack fällt umweit meiner Gondel in den Bosporus. Mit Hilfe meines Fährmannes bin ich so glücklich, den Sack herauszufischen. Aber denken Sie sich mein Erstaunen, als wir den Sack öffnen, kommt eine junge Frau zum Vorschein, die, obgleich vor Schreck sehr bleich, von wunderbarer Schönheit ist. Sie schildert mir mit einigen überzeugenden Worten und Gebärden ihre Unschuld an der Eifersucht des Sultans, der sie zum Tode verurtheilt hätte, so daß sie ihr Leben nur meinem Rettungswert verdanke. Da ich mich in günstigen Verhältnissen befand und sie ihre gute Abkunft beweisen konnte, nahm ich sie zur Frau. Ist das nicht merkwürdig?“

„Das will noch gar nichts sagen,“ erwiderte der Yankee, „gegenüber dem Vorkommniß, welches mich zum glücklichsten aller Sterblichen machte. Ich habe einmal, nur mit einer Schwimmbühse besetzt, im Hudson und habe mich dabei ziemlich weit vom Ufer entfernt, als eines der Häuser in der Nähe des Strandes in Brand geräth. Derweilen ich mich nun beile, das Ufer, wo meine Kleidungsstücke liegen, zu gewinnen, kommt eine der riesigen neuen Dampfesprizen angerastet und in meinem blinden Eifer gerathe ich beim Schwimmen dicht an das Saugrohr derselben, welches man bereits in den Fluß geführt hat. Ein plötzlicher Ruck, ein fürchterlicher — Druck, der alle meine Gliedmaßen zu sprengen droht, und im nächsten Augenblick fliege ich halb bewußtlos zwei Stod hoch in die brennende Wohnung und in die Arme einer jungen Dame, welche, mit schon brennendem Kleide nach Hilfe rufend, am Fenster steht. Der Wasserstrahl, der mich in die Höhe schleuderte, löschte die Flammen, aber die Unglückliche verlor vor Ueberraschung und Schreck die Besinnung. Ich hatte noch Geistesgegenwart genug, ihr vorher zuzusprechen: „Wollen Sie die Reine werden, mein Fräulein?“, worauf sie mit erlöschender Stimme antwortete: „Auf ewig!“, dann sank sie kraftlos in meine Arme. Als Alles vorüber war, erfuhr ich, daß sie unabhängig und Erbin von 20 Millionen Dollars war, die sie bereitwillig nebst ihrer Hand ihrem Retter schenkte. So bin ich zu meiner Frau gekommen.“

In Dieppe hat die Badepolizei folgende mit lobenswerther Discretion abgefaßte Verordnung erlassen: „Den Badewärtern wird hiemit anbefohlen, wenn eine Dame in Gefahr des Ertrinkens geräth, dieselbe am Kleide zu erfassen und nicht an den Haaren, weil diese gewöhnlich in der Hand des darnach Greifenden zurückbleiben.“

Vom öffentlichen Schulegamen.

Rektor: Brahmman! Wer säugte Romulus und Remus?
Brahmman: Frau Wolf!

Zerstreut.

„Herr Doktor, ich hab' so viel Rudeln gegessen — ich glaub', ich muß plagen.“
„Beruhigen Sie sich, ich werde Ihnen etwas verschreiben, was Ihnen dasselbe erleichtert.“

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthfels Seite 203:

Doffst du Vergebung von Dem, der über dir ist, so verzeihe Dem, der unter dir ist.

Charade.

Wer gierig ist auf Geld erpicht,
Der will es, wie das Wörterlein spricht,
Und spricht das Wort zweimal dein Mund,
So wird sofort ein Numersch fund.

Auflösung des Räthfels Seite 215:

Japan.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. A. R. in Grenchen. An die Redaktion der „Briefmarkenzeitung“, Dresden.

H. Z. in W. Die Unterrichtsbriefe von Toussaint-Langenscheidt, Berlin.

H. F. in R. Ein guter Alabasterkitt wird folgendermaßen hergestellt: 9 Theile gepulverte gebrannte Ziegelerde mit 1 Theil gefiechter Bleiglätte werden innig gemischt und mit Leinöl so verarbeitet, daß es die Dite eines Pflasters hat. Vocher sind die getrockneten Stellen anzufestigen.

Hrn. W. in Baden-Baden. Zimmermann. „Illustrirte Geschichte des orientalischen Krieges von 1876—1878“, Verlag von A. Hartleben in Wien.

Hrn. J. Bräggenschmidt in Durtzfeld. 1) Hofinstrumentenmacher Sprenger in Stuttgart. 2) Men & Edlich in Leipzig, beirätmt wegen ihrer Papierwäsche jeden Genes.

Hrn. J. J. Kasper. 1) Zum Nutzen Ihrer Schiffschube dürfte sich die Metallpompomade von Walbert Vogt & Comp., Berlin O., Friedrichsberg, eignen. 2) Brieflich erwidigt. 3) Bei Hartleben in Wien und H. F. Voigt in Weimar. Sonst auch „Bodo“, durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Hrn. F. in Reuß. Die Zitherschule von Kaver Thumhart in München.

Frau Emma R. in Brüssel. Das Kochbuch von Chari. Droste (Oldenburg, Schulze) gibt folgendes Rezept für Verrichtung „eingemachten Sauerkohles“. Der Sauerkohl wird fest ausgedrückt, ist derselbe zu sauer, wäscht man ihn mit kochendem Wasser ab, gibt einen Löffel voll Salz und ebensoviele Butter in den Topf, gibt dann den Kohl darauf und gießt so viel kochendes Wasser dazu, daß er reichlich bedekt ist; ist derselbe gar, thut man so viel gebranntes Mehl daran, daß die Sauce oben ist, Salz nach Geschmack. Da Sie Oldenburgerin sind, wie Sie uns verrathen, so dürfte die landesmännische Art sein.

Hrn. Otto Marg in S. 1) Bei ganz jungen Leuten finden wir die hohen Stechfragen (Vatermörder) nicht nach unserem Geschmack, ebensowenig beliebt diesen das frühe Cigarrenrauchen (Wärde Nr. 2), besonders nicht, wenn ihnen über davon wird. Wer das Rauchen sich nicht angewöhnt, thut viel Weh. 3) Höchstens eine gute Cigarette.

Richtige Lehrlinge von Rebus, Choroden, Räthseln, Räthselräthseln u. sind und ungelommen von: Frin. Grenchen-Lau, Behmhausen; Elise Siquier-Duber, Herisau; Antonie Parrev, Berlin; Mathilde Bielez, Lissabon; Ottilie Franzesko, Posen; Frau Josephine Rauker; Louise Koch, Heilbronn; Anna Bromber, Braun; Valdeca Vogel, Breslau; Hr. R. Blatt, Hamburg; G. Häberlin, Penzberg; C. Dommiss, Blijffingen; L. Bär, A. Erlanger, Frankfurt a. M.; R. Müller, Frankfurt; A. Heller, Jumburg; Adler, Harburg; A. Pollag, Zürich; A. Döhig, Gmb; Th. Viebig, Komotan; G. Schmidt, Magdeburg; Fr. Demmel, Wenigzell; F. Reuß, Reußhütte.

Hrn. Kleist in Lissabon. Die Zeitschrift: „Der Globus“ erscheint bei Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

Abonnet C. D. Wir beantworten Ihre Anfrage, weil wir annehmen, daß sie aus Gesundheitsrücksichten gestellt ist: Bei Mr. Vogt in Stuttgart. Großer Bazar.

Hrn. Fedor Wagner in R. Willkommen Beitrag. Besten Dank!

Abonnet C. D. in Zaborce. Kellner, „Kurze deutsche Sprachlehre“ (Pierer, Altenburg).

Aerztliche Korrespondenz.

Hrn. M. L. in Löh. Die Herren Denhardt, Vater und Sohn, in Burgsteinfurt haben sich in der Heilung Stotterender einen Namen erworben. Was Sie unter „Schienen für Lähme“ verstehen, ist nicht klar genug ausgedrückt, um Ihnen darauf eine Antwort geben zu können. — Dr. St.

Hrn. Otto P. in Erfurt. Ein geeignetes Mittel zur Beseitigung rheumatischer, sich von den Oberextremitäten bis über die Kniee zu dem Hüften und Beinen erstreckender reizender Schmerzen ist eine rationelle Elektricitätsbehandlung. Solche muß jedoch von einem in dieser Specialität erfahrenen Arzte angeordnet werden. — Dr. St.

Hrn. Emmd R. in Berlin. Allerdings haben Sie Recht, daß die sogenannte Komerschaulen'sche Augenschmerz übertrieben theuer ist. Das Mittel wird durch Ausziehen von einem Theil Fenchelsamen mit 12 Theilen Weingeist dargestellt, während acht Tagen stehen gelassen, dann gut filtrirt. Die etwa 1/2 Pfund haltende Flasche kostet 3 Mark, hat dagegen nur einen Werth von 40 Pfennig und kann für höchstens eine Mark von jedem Apotheker geliefert werden. — Dr. St.

Hrn. Dg. in M. 1) Allerdings gibt es zur Beseitigung der schlimmen Folgen der fraglichen Leidenshaft Heilmethoden, jedoch lassen sich solche weder auf brieflichem Wege mittheilen, noch überhaupt brieflich behandeln. 2) Was Ihre zweite Frage, die Beseitigung des Schielens, anlangt, so kann solches durch eine einfache und gefahrlose Operation von Seiten eines erfahrenen Augenarztes beseitigt werden. — Dr. St.

Antworten.

Auf 5): Nach Angabe der „Grubgrube“ können Blumen, Gräser, Moose u. dergl. leicht gefärbt werden, wenn man sie 12—24 Stunden in eine Alaunlösung taucht, trocknet und dann in eine nicht zu konzentrierte Anilinlösung bringt, bis der gewünschte Farbtönen erlangt ist. Eine rein grüne Färbung erhält man durch Mischen von viel Gelb mit wenig Blau. Blaue Blumen werden durch verdünnte Schwefelsäure roth, durch Ammoniak grün. Rote Blumen werden durch Ammoniak grün, gelbe Blumen braun. Um Blumen, Gräsern, Moosen u. dergl. eine weiße Farbe zu geben, werden sie dem Dämpfen von jäherlicher Säure ausgesetzt; Chlorwasser darf nicht angewandt werden, weil es zu energisch wirkt. Nach dem Färben werden die Pflanzen sorgfältig gewaschen und getrocknet. — Dr. B. R.

Redaktion: Carl Hallberger. Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Lezt: Die „Donna Anna“, Roman von Kolenthal-Bonin. Fortsetzung. — Zitiert: Katharina, Königin von England, vor den Richtern. — Die Ardie ein unglückliches Thier. — Gloria in excelsis, von J. F. von Meyer. — Die Allen's fröhliche Weihnachtsfeier, ein Gedicht von L. W. — Das Gröbchen zu Agram. — Finckelbaben, Roman nach Emile Richbourg von Emile Richbourg. Fortsetzung. — Die schöne Müllerin. Uebersetzung von Wilhelm Müller. Am Feierabend. — Interessante Bücher. — Aus Natur und Leben. — Humoristische Blätter. — Bilderräthsel. — Charade. — Kleine Korrespondenz. — Illustrationen: Königin Katharina von England vor den Richtern, nach dem Gemälde von Carl J. Pott. — Winterabend im trauten Heim. — Gloria in excelsis, Gemälde von W. Müller. — Agram: Domkirche und Domkapitel, nach einer Skizze von Theodor Dreißwiler. — Finckelbaben: „Seh' mir aus den Augen!“ rief der Graf; Die Blinde fiel auf die Kniee und faltete schweigend die Hände. — Die schöne Müllerin, Gedichte von Wilhelm Müller. Am Feierabend.

Kleine Mittheilungen.

Ausweisung der Bienen. Diese Frage beschäftigte letzten Herbst die Pariser Polizei, und zwar auf Grund einer Untersuchung, in welcher der Nachweis geliefert wird, daß es in der Hauptstadt der Civilisation einen Mann gibt, der an 1000 Bienenkörbe hält; macht also, da jeder Bienenkorb etwa 40,000 Arbeitsbienen enthalten soll, 40 Millionen Unterthanen, über die der betreffende Junker schalten und walten kann. Wovon ernähren sich aber diese 40 Millionen? Sie „nassauern“ einfach in den Zuckersiedereien der Umgegend. Der Besitzer einer solchen Anlage wies nach, daß die Bienen ihm jahraus jahrein für 25,000 Franken Zucker stellen, und erzählt, daß ein im Freien ausgehülltes Glas mit Syrup binnen zwei Stunden leer würde. Nicht minder klagen die Arbeiter, deren Körper, weil in der Regel mit einer Zuckerschichte bedeckt, den Bienen als Waiderplätze dienen. Kurz, es gibt keine Missethater, die den nützlichen Insekten nicht zur Last gelegt werden, und das Ende vom Liede wird wohl sein, daß sie zum Verlassen des heiligen Bodens von Paris verurtheilt werden, was bis jetzt allerdings noch nicht geschehen ist.

Ankündigungen.
Die Small gepaltene Nonpareilzelle 60 Pfa.
In allen Buchhandlungen zu haben:
Rabener, Knallerbsen.
345 interessante Anekdoten,
12 komische Vorträge,
als sehr beliebt. — 22. Aufl. — 1 Mark.
Größte Buchhandlung in Quedlinburg.

Bosco's
Vexir-Jux-Album
für Pianoforte.
Das Amüsanteste, was je existirt, durch das man sofort ganz leicht die frappantesten Ueberräuschungen, eine nie geahnte, an das Wunderbare grenzende Unterhaltung zu haben kann und dabei reizende Weizente extra erhält.
Für nur 5 Mk. von **A. Wählin, Dresden-Plauen.**

Panzer-Uhrketten,
von echt Gold nicht zu unterscheiden,
5 Jahre schriftlich Garantie.
Herren-Kette 5 Mark,
Damen-Kette mit eleg. Chaîne 6 Mark.
Garantie-Schein.
Für die heute bei mir gekaufte Panzerkette übernehme ich eine Garantie auf 5 Jahre, d. h. ich nehme diese Kette gegen Zahlung des dafür erlegten Preises zurück, falls dieselbe innerhalb eines Jahres Gebrauches schwarz wird. **M. Grünbaum, Berlin C., 34 Jerusalemstr.** 327

Praktisches Weihnachtsgeschenk!
Unentbehrlich für jeden Haushalt.
N. Jacobssohn's
Patent-Spar-Schreibzeug.
Mit Tintenzug, ausreichend für 5 Jahre täglichen Gebrauchs.
Preis per Stück aus:
Metall mit Holz-Unterzug 2. —
Metall zum Einsetzen in Schubl. und Bureau-Schreibstische 3. —
Metall mit Leder-Unterzug 4. —
Porzellan, decorirt 4. 50
Metall mit Federhalter-Aufsatz 6. —
Metall mit Federhalter-Aufsatz und Ankerfeder 7. 50
Dasselbe hochlegant in eulere-poll. 20. —
Alleiniger Vertrieb durch die Papierhandlung von **S. Loewenhain, Berlin W., Friedrich-Strasse 171.**

Bode & Trone, Hannover,
Fabrik feuer- und diebessicherer Geldschränke,
empfehlen:
Diebessichere Kassetten
elegant gearbeitet, blank und moirirt, mit Schloß.
Rt. 1 2 3 4 5 6 7
Längr. cm. 14 16 20 24 30 35 40
Breit. cm. 10 12 15 18 20 25 30
Höhe cm. 6 8 8 10 11 12 14
Preis Mk. 9.50 10.50 13.50 19.50 24 32 40
inkl. Verz. in einer Riste.
Kein Ladet und zum Festhalten auf einem Tisch oder in einem Schrank eingerichtet:
Rt. 1 2 3 4 5 6 7
Preis Mk. 11.00 12.00 15.00 21.00 27.00 35.00 44
109 Preiscourant gratis u. franco.

Waffen.
Revolver in allen Systemen u. Größen, Jagdgewehre in verschiedenen, Revolver u. Centralfeuer, (Vancouver) Blechflinten, Schellenbüchsen, Flodert-Salobüchsen, geräuschlose Teclius, Wind- u. Bolzenbüchsen, Schiess-Spazierstöcke, Stockflinten, Lescaux-Pistolen, Terzerole, Flodert-Pistolen, Revolver-Portemonnaies, Schlagringe, Todtschläger, Lebensvertheidiger, Dolch- u. Degenstöcke, Säbel, Hirschfänger, Waldmesser, Dolchmesser, Fechtklängen u. Uten-silien, Patronen u. Munition aller Art zu allen Schusswaffen, sowie sämtliche Jagdartikel u. Requisiten für Jäger u. c. empfiehlt die Waffenfabrik von **F. W. Ortman in Solingen.**
Kaufziel. Preislisten versende franco u. gratis.
Erwerbs-Katalog für Jedermann gratis. 206
Wih. Schiller & Co., Berlin O.
Vopuläres Polytechnikum.
Beirathis Partien vermittelt direkt u. recd. für Damen kostenfrei. Inß. „Freya“, Berlin, St. Frankfurterstr. 84 u. Retourm. erbeten.

STOLLWERCK SCHE
LIEFERANTEN DES KAISERS
CHOCOLADE & CACAOS
DER KAISERIN U. DES KRONPRINZEN
IN ALLEN Städen Deutschlands käuflich. MEDAILLEN
Nur beste Cacaosorten werden verarbeitet. Puder cacao, absolut rein und schalenfrei, daher besonders leicht verdaulich. Chocoladen mit 5 und 10% Sagoszusatz pr. 1/2 Kilo von 1 Mk. 25 ab, mit Garantien „reine Cacao und Zucker“ von 1 Mk. 60 ab. Die Originalverpackung ist mit Verkaufspreisen versehen. — Unsere Kaiser-Chocolade (pr. 1/2 Kilo 5 Mk.) ist das Beste, was in Chocolade gefertigt werden kann. Depotbilder kennzeichnen die Verkaufsstellen allerorts, woselbst auch wissenschaftliche Abhandlungen über den Nährwerth des Cacao zu haben sind.
Köln. Gebr. Stollwerck,
Kaiserl. Königl. großherzogl. etc. Hoflieferanten.

Gegenstände, Touren, Orden, Mützen, Attrappen etc., empfiehlt die Fabrik von **Gelbke & Benedictus, Dresden.**
Illustrirte Preiscurante gratis und franco. 388

Wie könnte man wohl ein passenderes, schöneres, praktischeres Weihnachtsgeschenk wählen, als **Edermann's weltberühmten Patent-Universalsstuhl**
mit über 30 Positionveränderungen, die der Occupant, ohne sich vom Stuhl zu erheben, spielend vollziehen kann. Dieser Stuhl ist **Salen-, Lehr-, Les-, Rauch-, Invaliden- und Krankenschuhl, Chaiselongue, Bett, Kinderstühle etc. etc.**
Alles in Einem,
bietet das non plus ultra der Bequemlichkeit und ist in der entsprechenden Ausstattung eine Stube für den feinsten Salon.
Hier nur einige Illustrationen von den vielen Positionen von Comfort.
Als ein reizendes Geschenk zu billigerem Preise empfehle ich ferner: **Edermann's neuesten Stuhl,**
Lehnstuhl, Chaiselongue und Bett zugleich. Preis inkl. Polsterung nur Mk. 45-65.
Verkauft vollst. frei.
Dieser Stuhl ist patentrechtlich geschützt, von wahrhaft vollkommener, dabei einfacher und dauerhafter Konstruktion, sowie in Folge größter Bequemlichkeit und billiger Preisstellung im höchsten Grade empfehlenswerth. In verschiedener Ausstattung, was Polsterung und Bezug anbelangt, entspricht mein neuester Stuhl jedem, auch dem vornehmsten Anspruch. Aus den angeführten Vorzügen erhebt die vielseitige Verwendbarkeit des Stuhles als elegantes, leicht transportables, billiges Moblie, und der große Werth desselben für jeden Haushalt, sowie auch für den als Garçon lebenden Herrn.
Gewicht nur 18 Kilo. Polsterung I. Zone 90 G. II. Zone 1. 80. III. Zone 1. 80.
Illustrirte Preis-Kataloge in allen Sprachen gratis.
Neben 5000 Stühle in 27 Jahren verkauft.
Ferd. Edermann, Neuerwall 44, Hamburg.
Filialen: Wien, Parkring 4. Paris, Rue de Lafayette 59.



Einladung zum Abonnement auf die **Modenwelt.**

Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten.

Begründet 1. Oktober 1865. — Alle 14 Tage eine Nummer. —
Preis vierteljährlich M. 1.25. oder 75 Kr. De. W.

Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibungen, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche. Ferner finden die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange die eingehendste Behandlung: Bunt- und Weißstickerei jeder Art, Leinenstickerei in Kreuzstich und verschiedenen doppelseitigen Stüchchen; Näh- und Spitzenarbeit; Spitzenstich in Mull, Batist, Tüll u.; irische Spitzenarbeit, Durchzug in Tüll, Durchbruch in Leinwand u.; die verschiedensten Tapissereien, Strick-, Häkel-, frivolitäten-, filet-, filet-Guipure-, Knöpf- und Rahmen-Arbeiten; geflöppelte Spitzen; Blumen aus Papier, Wolle, Federn u.; Mosaik in Seidenzeug, Tuch u. und Phantasie-Arbeiten jeder Art.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe, 400 Mustervorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Soutache u., sowie zahlreichen Namens-Chiffren, Monogrammen und ganzen Alphabeten in Kreuzstich- und Weißstickerei.

Die Auflage (in deutscher Sprache) beträgt gegenwärtig 290,000. — Uebersetzungen in französischer, italienischer, spanischer, portugiesischer, englischer, holländischer, dänischer, schwedischer, russischer, polnischer, ungarischer und böhmischer Sprache erscheinen in weiteren 302,000 Exemplaren zu Paris, Brüssel, Mailand, Madrid, Rio de Janeiro, London, Philadelphia und New-York, im Haag, zu Kopenhagen, Malmö und Stockholm, St. Petersburg, Warschau, Budapest, Jungbunzlau und Prag.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postämtern.
Die Expedition der Modenwelt zu Berlin.



Fahnen,
geschickt für Vereine jeder Art, liefert
J. A. Hietel, Leipzig,
Königl. Hoflieferant.
Preisverzeichn. auf allen Ausstellungen.
149

Die orientalische Frage!
Neuester Cigarrenspigen-
zug mit beim Rauchen beweglicher Figur. Amüsant f. jed. Raucher. Preis p. Stück 50 Pf. 1 Dk. 3 Mark 50 Pf. 50 Pf. Porto bitte beizufügen.
S. Geuner
in Halberstadt.

Schönstes Festgeschenk
unterhaltend u. interessant für Jung und Alt.
1 Stereoskop nebst 12 Stück schön farb. Gentz- und Landschaftsbildern 3 Mark.
1 Stereoskop nebst 24 Stück schön farb. Bildern, worunter 10 Stück fein color. Transparenz 10 Mark.
Für die Reinheit und Schärfe der Bilder, passend für jedes Auge, wird garantiert. Verpackung gratis.
Max Grünbaum, Buchhandlung, Berlin C., 31 Jerusalemstraße. 352

Monogramm
Papier in hochleganter farbiger Ausführung. 50 Bog. 50 Cent. 8. Bille in gelbmetallener Kasse 3 R. — Sämtliche Buchstaben am Lager.
Carl Fraenkel,
Berlin W. 33 d. Französischer Str. 268
Katalog über Neuheiten gratis.

C.W. Möller, Hof., Berlin, Alexanderstr. 40.
verf. das gr. Pracht-Album mit 390 Abbildungen über alle Handzettel, sowie Schilder u. Offenbreveten gratis u. franco nach allen Himmelsgegenden der Welt! 176
WIE stillt man d. Ausfallen d. Haare sofort? beseitigt man abnorme Rötthe d. Nase? Wundersch. Abh. 290. J. d. d. Verlags. Union, Dresden. 359

Gesichtsbaare
zu entfernen bei Damen, neues Präparat, giftfrei, unschädlich und reizt nicht, wie die Haare. 2 Mk. 50 Pf. franco. Betrag in Wechselmarken einlösen.
Königl. Hoflieferant. **J. Rottmann, Berlin, Wien, Depot: Apoth. Vb. Knecht, Plauenstr. 6. München, Depot: St. Bonifacius-Apothek.**
Für Männer jeden Alters sehr wichtiger Gebrauch. Kräftlich befestigt und empfohlen. Brodhäute, sowie Gesicht verleiht franco verschaffen gegen Einzahlung von 50 G. in Wechselmarken.
Generalagent Bujatti
in Nürnberg.